

Bruno Preisendörfer

*Als Deutschland
erstmal einig wurde*

Reise in die Bismarckzeit

Galiani Berlin

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der *Verlag Galiani Berlin* zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter www.klimaneutralerverlag.de



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2021

Verlag Galiani Berlin

© 2021, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Lektorat: Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Adobe Caslon

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86971-200-0

Weitere Informationen zu unserem Programm finden Sie unter www.galiani.de

Inhalt

Einleitung – Im Spiegelsaal der Geschichte 11

Am Anfang die Revolution 17

Besuch in der neuen Hauptstadt 26

Kapellmeister Piefke und die Einigungskriege 43

Der dänische Krieg 51 – Der deutsche Krieg 54 – Der Krieg gegen Frankreich 59

Gründerzeit – Gründerkrach 67

Ein Jugendstreich auf alte Tage 74 – Lagebericht 1871 77 – Goldelse und Germania 83 – Großmacht und Krise 87 – Auswanderung nach Amerika 94 – Ausgriff nach Afrika 103 – Das Museum als Beutekammer 109

Die alte Gesellschaft 115

Die Junker 119 – Auf dem Hofball 125 – Im Adelssalon 129 – Duell und Mensur 132 – Was ist eine Pickelhaube? 140

Das neue deutsche Leben 143

Die Villa 146 – Kurze Blicke in bürgerliche Salons 150 – »Ein gutes Tier ist das Klavier« 152 – Vom Alltag zu Hause 158 – Ehe und Familie 163 – *Frühlings Erwachen, Max und Moritz, Struwelpeter* 174 – Weihnachten 178 – Zoo und Zirkus 184 – Landpartie und Landflucht 189

Errungenschaften 193

Etwas vom Pferd erzählt 198 – »Lebensgeschichte einer Lokomotive« 201 – Telegraph und Telefon 208 – Die Zeitung 216 –

Die Photographie 230 – Kanalisation 239 – Elektrifizierung 242 –
Industrienahrung: »Liebig's Fleisch-Extract«, Maggis Würze und
Knorr's Erbswurst, Margarine, Saccharin 246

Großbürger, Bildungsbürger, Kleinbürger 253

Bleichröder und das Geld 256 – Krupp und die Kanonen 261 –
Büchmann und die Bildung 265 – Ist Wissen Macht? 270 – Le-
berecht Hühnchen und das kleine Glück 278 – Zylinder und
Mützen 281 – Masse und Klasse 283

Große Fragen 287

Die Arbeiterfrage 292 – Die soziale Frage 304 – Die Wohnungs-
frage 309 – Die Dienstmädchenfrage 320 – Die Frauenfrage 330 –
»Die Juden sind unser Unglück« oder Die Judenfrage? 341

Große Männer 353

Menzel auf Stühlen 358 – Marx war kein Marxist 362 – Werner
(von) Siemens 367 – Verneigung vor Virchow 373 – Wo sind die
Frauen? 379 – Erinnerung an eine »Hyäne« 382

Am Ende der Abstieg 385

Anhang

Nachweise 391

Abbildungsnachweis 405

Quellen- und Literaturverzeichnis 406

Zeitgenössisches 406

Sekundärliteratur 417

Bismarck über Bismarck 423

Bismarck über andere Leute, andere Leute über Bismarck 424

Bismarck-Kult und Bismarck-Kitsch 427

Dank 429

Personenregister 430

Besuch in der neuen Hauptstadt

Die Berliner Mauer fiel 1867. In diesem Jahr begann der bis zur Reichsgründung beendete Abriss der alten Zoll- und Akzisemauer, die zwischen den Toren um die wachsende Stadt verlief: Brandenburger Tor, Oranienburger, Hamburger, Rosenthaler, Schönhauser, Prenzlauer, Landsberger, Frankfurter, Stralauer, Schlesisches, Köpenicker, Cottbuser, Hallesches, Anhaltisches und Potsdamer Tor. Fehlen noch das Neue Tor, das Königs-Tor und das Wasser-Tor. »Das Potsdamer Thor bildet den Uebergang von der Aristokratie zur reichen Bourgeoisie«, schrieb Robert Springer in *Berlin wird Weltstadt*: »An der Ecke der Wilhelmstraße endet das Quartier der Paläste mit den monotonen Fronten und hohen Rampen; es beginnt die Leipziger Straße, eine der lebhaftesten und glänzendsten der Residenz. Durch den angrenzenden Thiergarten und die Potsdamer Eisenbahn wird dieses Thor die Hauptpforte für das Vergnügen und den Reiseverkehr.«

Wir kommen im Frühsommer 1876 am Potsdamer Bahnhof an, ein Kopfbahnhof wie auch die anderen rund um die Stadt. Entstanden schon 1838, erhielt er ein Jahr nach der Reichsgründung ein neues Gebäude. Es stellt den Reisenden ihren Fahrkarten entsprechend drei Wartesäle zur Verfügung, der unterste mit rohen Holzbänken, der für die erste Klasse mit Plüschsofas ausgestattet. Bei den Fahrkarten gibt es noch eine vierte Klasse. Sie berechtigen nur zum Aufenthalt in Waggons, die neben einigen Sitzplätzen entlang der Seitenwände hauptsächlich Stehplätze bieten. Immerhin haben auch diese Waggons inzwischen Dächer.

Bei unserer Ankunft hat die wirtschaftliche Krise nach dem Gründerkrach von 1873 ihren Höhepunkt erreicht. Nach der Party herrscht Katerstimmung. Zum Glück liegt wenigstens die letzte Typhus-Epidemie inzwischen vier Jahre zurück. An ihr starben in Preußen mehr

Menschen, als im Krieg gegen Frankreich auf deutscher Seite gefallen sind. Die letzte Pocken-Epidemie mit 5212 Toten allein in Berlin ist fünf und die letzte Cholera-Epidemie mit 6174 Toten zehn Jahre her. Dennoch überstehen von den Neugeborenen nur ein Drittel der Mädchen und nur ein Viertel der Jungen das erste Lebensjahr. Auch die Tuberkulose grassiert, vor allem in den ärmeren Schichten. Robert Kochs Entdeckung des Erregers steht noch bevor.

Obwohl wir wissen, was die Zeitgenossen noch nicht wissen konnten, versuchen wir wie die anderen Reisenden, die mit uns am Bahnhof ankommen, einstweilen über all das hinwegzusehen, trotz der miserablen hygienischen Zustände in der Stadt. Das Wasser kommt noch immer aus den Brunnen. Es gibt nur ein einziges Wasserwerk, das zweite wird erst im Folgejahr in Tegel in Betrieb gehen. Die Abwässer laufen in Gruben oder in die Rinnsteine, auch die der lächerlichen 16 000 Wasserklosetts in den besseren Wohnungen. Der Bau der Kanalisation ist zwar schon seit 1873 beschlossen, kommt aber nur langsam voran*. Es ist noch immer so wie vor zehn Jahren von dem vielgereisten Hans Wachenhusen beschrieben: Berlin sei »die einzige europäische Großstadt, in welcher wir tagtäglich an den Ufern stinkender Rinnsteine wandeln.«

Dafür ist die Stadtröhre gerade in Betrieb gegangen, deren Röhrennetz im Lauf der Jahre auf vierhundert Kilometer anwächst. Der Müll wird von Straßenkehrern und Spritzenmännern beseitigt, die Tag und Nacht in 83 sogenannten »Kehrbezirken« unterwegs sind.

Wir sehen zu, dass wir den Bahnhof schnell verlassen. Kurz vor der Ankunft haben wir im brandneuen *Kiessling's Berliner Baedeker* mit einschärfenden Fettdrucken gelesen: »Die **erste Sorge** nach Verlassen des Coupé's sei die Beschaffung einer **Droschke**, da die Fuhrwerke, namentlich bei der Ankunft stark besetzter Eisenbahnzüge, leicht vergriffen sind. Ein am Ausgange des Bahnhof-Perrons stationirter Schutzmann giebt **Blechmarken** aus, die mit der Nummer bereitstehender Droschken **erster** (theurer) oder **zweiter** (billiger) **Klasse** versehen sind.« An den Wagenkästen sind die Nummern in schwarzer Farbe in weiße Felder gemalt.

In Berlin rattern rund 4300 Droschken über das Pflaster, trotz-

* Dazu der Abschnitt im Kapitel »Errungenschaften«.

dem ergattern wir nur eine zweiter Klasse, oder ›zweiter Güte‹, wie man hier auch sagt. Von den erstklassigen gibt es keine dreihundert. Vielleicht hätten wir auf der vorletzten Station vom Angebot der telegraphischen Bestellung eines Fahrzeugs Gebrauch machen sollen. Das würde jedoch eine Mark in der neuen Reichswährung gekostet haben, immerhin ein Drittel von dem, was wir für die Übernachtung in einem der billigeren Zimmer des vornehmen Hotel Royal bezahlen, oder etwa dem Tagesverdienst eines Handlungers entsprechend.

Aus Sparsamkeit, die Gepäckträger dürften es wohl Geiz nennen, haben wir auch den kleinen Handkoffer (darin zwischen frischer Wäsche *Kiessling's Baedeker*, Springers *Berlin wird Weltstadt* und das *Berliner Adreß-Buch für das Jahr 1876*) gegen die Dienstleute am Bahnsteig verteidigt. Die Kolporteure, die sich auf den Bahnsteigen oder draußen zwischen den Droschken herumdrücken und die neuesten Fortsetzungsromane im Heftchenformat anpreisen, konzentrieren sich ohnehin auf die Abreisenden. Die Bahnhöfe sind nicht ihr einziges Beutegebiet. An den Samstagabenden, wenn die Arbeiter, Dienstboten und Nähmädchen ihren Wochenlohn erhalten haben, steigen sie die Hintertreppen empor und klingeln an den Wohnungstüren, um die Groschenromane anzubieten. Wenn ihnen nicht geöffnet wird, schieben sie farbige Zettel mit Ankündigungen der neuesten Werke unter den Türschlitzen durch. An den Bahnsteigen und auf dem Bahnhofsvorplatz verhökern sie ähnliche Ware, dünn in bunten Umschlägen, rasch und leicht zu lesen, ›Eisenbahnliteratur‹, wie man sagt.

Die Droschke ist klapprig, das Pferd müde und der Kutscher achtlos. Während der Fahrt schrammen in den Kurven oder beim Ausweichen immer wieder die Hinterräder an den Prellsteinen entlang. Was ist aber auch nicht alles unterwegs: langsame Droschken, schnelle Karossen, vornehme Equipagen, Pferdeomnibusse, Postwagen, Heuwagen, Wagen mit Baumaterial, Kastenwagen mit Müll, riesige Bierwagen mit quergelegten Fässern auf langen Balken, Wagen mit als Scheuermittel verkauftem weißem Sand von den Weddinger Rehbergen*, Sprengwagen mit Wasser gegen den ewigen Berliner Staub,

* Der Volkspark Rehberge entstand erst in den 1920ern. Rehe hat es in den Sandhügeln nie gegeben. Der Name geht auf das slawische ›reber‹ (Hügel) zurück.

schwerfällige Rollwagen auf dem Weg zu den Verladestationen der Spreehäfen und Bahnhöfe, Möbelwagen mit dem Hausrat umziehender Kleinbürger, dazwischen von Frauen geschobene Gemüse- und von Hunden gezogene Milchkarren (Bolle ist mit seinen Lieferwagen erst ab 1881 im Geschäft). Nur Fahrräder sind noch keine zu sehen. Mit dem gerade entwickelten Ariel-Hochrad von 1874 wagt sich niemand in den Stadtverkehr, und die sogenannten ›Sicherheitsniederräder‹ kommen erst ab Mitte der 1880er auf.

Wehe, wenn man zur Hauptverkehrszeit eine Hauptverkehrsstraße überqueren muss. In der *Volks-Zeitung* steht die Klage zu lesen: »Die Gefahr, überfahren zu werden, ist an den Knotenpunkten unserer Straßen bei dem überaus lebhaften Wagenverkehr keine geringe mehr. So sehen wir häufig Frauen, welche Kinder an der Hand führen, unter Zittern und Zagen sich durch die schnell fahrenden Droschken und Rollwagen winden, welche über den Potsdamer Platz kommen. Fünf Straßen münden auf diesen verhältnismäßig sehr kleinen Platz aus, und das Wagengerassel ist hier ein vollkommen betäubendes.«

Wehe, wenn wegen der zahlreichen Pferdeäpfel, mit deren Abräumen man nicht hinterherkommt, wieder eines der Zugtiere gestürzt ist. Was ist schneller als ein Gedanke, fragt der Berliner Witz und antwortet: Ein Droschkengaul, du denkst, er fällt – da liegt er schon. Ab 1880 werden als ›Asphaltburschen‹ bezeichnete junge, wendige Männer angeheuert, die im Verkehr herumwuseln, um den Pferdemit einzusammeln.

Wehe, wenn von zwei Kutschern einer sturer als der andere ist und keiner weichen will oder wenn einer der überladenen Möbelwagen mit gebrochener Achse liegen bleibt und die Straße verstopft. Die Kinder stehen weinend herum, die Mutter sammelt herumkullernde Blechtöpfe auf, der Vater schreit auf den Kutscher ein. Dann können auch die Schutzleute mit ihren Pickelhauben nichts weiter tun, als würdevoll und wohlbeleibt dem Chaos standzuhalten.

Trotz allem kommen wir ans Ziel: Hotel Royal, Unter den Linden/Ecke Wilhelmstraße. Dort haben wir, ermutigt vom Verlagsvorschuss für diese Zeitreise, ein Zimmer gebucht. Zehn Jahre vor unserer Ankunft, im Mai 1866, war in diesem Hotel Ferdinand Cohen-Blind abgestiegen, um Unter den Linden dem Reichs-

kanzler aufzulauern. Er feuerte mehrere Pistolenschüsse ab, die Bismarck aber nur leicht verletzen. Der Attentäter schnitt sich in der Haft die Halsschlagader auf und verblutete.

Die deutsche Geschichte hätte vermutlich einen anderen Verlauf genommen, wäre der Anschlag nicht gescheitert. Wir betreten das Hotel mit etwas plümerantem historischem Gefühl. Im Unterschied zu Cohen-Blind und Bismarck wissen wir, was nach dieser Geschichte aus der deutschen Geschichte geworden ist.

An der den Linden zugewandten Fassade des dreistöckigen Baus steht KÖNIGS HOF. Er ist nicht ganz so prunkvoll (und teuer) wie das Grandhotel Kaiserhof am Wilhelmplatz, das allerdings im Oktober des Vorjahres kurz nach seiner Einweihung gebrannt hat und erst 1878 wiedereröffnet wird*. Es ist auch nicht so mondän wie das erst 1880 am Bahnhof Friedrichstraße eröffnende Central-Hotel, in dessen mit einem Glasdach überwölbtem Innenhof ab 1886 das Varieté Wintergarten mit sensationellen Revuen sensationelle Erfolge feiert. Und es ist nicht so hypermodern ausgestattet, wie es das 1885 eröffnende Hotel Continental mit seinen elektrisch beleuchteten Zimmern sein wird. Arthur Schnitzler, der 1888 hier nächtigt, erinnert sich daran noch viele Jahre später: »In Berlin angelangt, stieg ich in dem [...] Hotel Continental ab, wo ich zum erstenmal ein Zimmer mit elektrischer Beleuchtung bewohnte, die nicht nur für mich, sondern für die gesamte mitteleuropäische Menschheit im Jahre 88 noch etwas ziemlich Neues bedeutete.«

Das Hotel Royal ist ebenfalls weder drittklassig noch provinziell, dafür mustert uns der Portier zu erstrangig, als wir aus der zweitklassigen Droschke steigen, nur das kleine Köfferchen in der Hand. Er macht keine Anstalten, es uns abzunehmen.

Vom Royal ließ sich Wilhelm angeblich eine Wanne ins Schloss bringen, wenn er baden wollte. Aber das gehört zu den Gerüchten, die in großen Städten umlaufen, in denen viele Leute auf kleinem Raum zusammenhocken. Der schriftstellernde Arzt Isidor Kastan, der in den 1870ern in der Reichshauptstadt praktizierte, hat es in

* Das Gebäude wurde im Zweiten Weltkrieg bei einem Bombenangriff zerstört. Auf dem Gelände befindet sich heute die Nordkoreanische Botschaft.

seinen Erinnerungen *Berlin, wie es war* sogar im Jahr 1919 noch einmal aufgewärmt.

Unser Zimmer im Royal hat keine Wanne. Ohnehin wäre es besser, wenn man darin einen dieser »Bade-Apparate« aufgestellt hätte, die dann in der Gewerbeausstellung von 1879 beworben werden, mit »bis zu 5 Brausen für Kopf, Brust, Bauch, Unterleib und Rücken; letztere verstellbar.« Und besonders wichtig: »Keine Wasserleitung erforderlich.«

In Berlin, nach der Volkszählung vom Dezember 1875 gerade dabei, die erste Millionenstadt der deutschen Geschichte zu werden, ist scheinbar alles neu: Kiesslings Reiseführer, der Bade-Apparat, die Villen-, Verwaltungs-, Rathaus- und Kirchenbauten in den Neo-Stilen (Neo-Romanik, Neo-Gotik, Neo-Renaissance, Neo-Barock, Neo-Klassizismus), das Reich, die Reichsmark, der Kaiser, der Kaiserhof, die Kaiserpassage und die an Kaisers Geburtstag 1876 eingeweihte Nationalgalerie. Die Reichsmark hat erst zu Beginn des Vorjahres den Taler abgelöst. Der *Berliner Börsen-Courier* schrieb am 1. Januar 1875: »Die »Mark« ist ein Parvenü von eines Parlamentsbeschlusses Gnaden, ein Neuling, von dem man vor Jahren noch keine Ahnung hatte. Doch – die Welt liebt das Neue«.

Nur die Zeit selbst ist noch die alte. Bis zum Inkrafttreten des »Gesetzes betreffend die Einführung einer einheitlichen Zeitbestimmung« am 1. April 1893, mit dem die »mitteleuropäische Zeit« gültig werden wird, gab es im Reichsgebiet zwanzig verschiedene Ortszeiten. Die Uhr am Potsdamer Bahnhof zeigte bei unserer Ankunft die »Berliner Zeit«.

Ganz neu wiederum ist die erst kürzlich eröffnete Rollschuhbahn in der Hasenheide*, außerhalb der Stadt im Landkreis Teltow gelegen und mit Schießständen der Armee ausgestattet. Auch zum rituellen Totschießen**, das trotz des staatlichen Duellverbots weiter – wie soll man sagen: gepflegt wird, gehen ehrsüchtige Herren gern in die Hasenheide. Die Rollschuhbahn ist nicht frei zugänglich. Dort drehen höhere Kreise ihre Runden, sogar Angehörige der

* Die heute zum Bezirk Neukölln gehörende Hasenheide wurde 1904 zum Bestandteil von Rixdorf, der Volkspark entstand erst nach dem Ersten Weltkrieg.

** Dazu der Abschnitt über das Duell im Kapitel »Die alte Gesellschaft«.

Hohenzollernfamilie sollen dem ›Rollsport-Club‹ beigetreten sein. Derweil projektiert am noch nicht fertiggestellten Anhalter Bahnhof eine englische Aktiengesellschaft den ›Central-Skating-Rink‹. Für den Hauptsaal sind Kronleuchter vorgesehen, drumherum wird es Billardsäle, Rauchsalons, ein Restaurant und eine Konditorei geben, wo man wie in allen Berliner Konditoreien kostenlos Zeitung lesen kann – wenn man genug Geld hat, Kaffee und Kuchen zu bezahlen. Der ›Skating-Rink‹ wird sich übrigens nicht halten. Nach einem Umbau wird daraus 1888 das Konzerthaus der Berliner Philharmoniker*.

Die 1873 zwischen Friedrichstraße und Unter den Linden eingeweihte Kaiserpassage besteht länger**. Sie hat, wie so vieles in Berlin, etwas vom Triumphalismus des Emporkömmlings. Nachdem man erst den österreichischen und dann den französischen Feind besiegt hatte und selbst Hauptstadt geworden war, musste eine dieser Passagen her, die in Wien und Paris im Gaslicht ›absoluter Modernität‹ erstrahlten***. Sie wurde »im reinsten Renaissance-Styl 1871–73 vom Actien-Bau-Verein ›Passage‹ erbaut«, wie Kiessling erklärt: »50 elegante Geschäftsmagazine«, ein Panoptikum, »ein grossartiges Wiener Café nehmen die Parterre-Localitäten ein, während in den oberen Geschossen ein grosser, schöner Concertsaal, sowie elegante Wein- und Bier-Restaurants eingerichtet sind.«

Die Passage ist eine Attraktion, die Leute strömen hindurch, von der Friedrichstraße zu den Linden, von den Linden zur Friedrichstraße. Etwa in der Mitte, wo der 130 Meter lange Durchgang einen Knick zur Seite macht, legen sie die Köpfe in den Nacken und schauen beeindruckt zur Kuppel empor. Die Passanten schauen und strömen und strömen und schauen, aber sie kaufen nicht, jedenfalls

* Dazu und allgemein zum Musikbetrieb der Bismarckzeit der Abschnitt »Ein gutes Tier ist das Klavier« im Kapitel »Das neue deutsche Leben«.

** Wie der Eingang Ecke Friedrichstraße/Behrenstraße 1896 ausgesehen hat, kann man heute noch sehen: [youtube.com/watch?v=FCr-FsmmO88](https://www.youtube.com/watch?v=FCr-FsmmO88)

*** »Il faut être absolument moderne« (»Man muss unbedingt modern sein«), schrieb Arthur Rimbaud 1873 in *Eine Zeit in der Hölle*. »Modern sei der Poet,/Modern vom Scheitel bis zur Sohle!«, verkündete 1886 der naturalistische Dichter Arno Holz in »Lieder eines Modernen«, erschienen als *Das Buch der Zeit*.

nicht genug. Einige der fünfzig »eleganten Geschäftsmagazine« stehen schon wieder leer. Allein von den 68 Millionären, die Berlin derzeit aufzuweisen hat, können die Inhaber der Läden nicht leben. Dabei ist die Passage letztlich ein »bloßes Gäßchen«, wie Theodor Fontane im August 1875 aus Mailand schreibt, wo sich ihr architektonisches Vorbild befindet. »O Berlin, wie weit ab bist Du von einer *wirklichen* Hauptstadt des Deutschen Reiches! Du bist durch politische Verhältnisse über Nacht dazu geworden, *aber nicht durch Dich selbst.*«

Vieles ist in Berlin im Werden. Die Ringbahn zur Verbindung der Kopfbahnhöfe steht kurz vor der Vollendung, der repräsentative Anhalter Bahnhof ist noch im Bau. Desgleichen das Kunstgewerbemuseum*, während über den Neubau des Reichstags im Parlament immer noch gestritten wird. Das erste städtische Krankenhaus indessen wurde 1874 eingeweiht. Auch Parks entstehen seit 1876, der Plänterwald zum Beispiel und der Treptower Park. Der Volkspark Humboldthain im Arbeiterbezirk Wedding wurde schon 1872 eingeweiht, wie die beiden anderen Parks entworfen von Gustav Meyer, dem Direktor des 1870 installierten Gartenamts. Die Volksparks werden zu den »grünen Lungen« in der »Steinwüste«, zu der sich die Stadt nach Meinung besorgter Beobachter auswächst, seit 1874 im Wedding die erste »Mietskaserne« im modernen Sinn errichtet wurde**.

Bei all dem Neuen in Berlin hat doch manches Alte Bestand, jedenfalls vorläufig. Auf dem Prenzlauer Berg stehen immer noch Bockwindmühlen, und die Schönhauser Allee ist wirklich eine. Die Bebauung mit Mietshäusern erfolgt ab Ende der 1870er. Immerhin gibt es schon das recht wuchtige »Ausschanklokal der Brauerei Julius Boetzow«, wie das Etablissement auf einer Photopostkarte von 1865 bezeichnet wird.

Wilmsdorf dagegen liegt jotwede im Grünen, aber doch nah genug an der Stadt, damit dort leicht erreichbare Wochenendhäuser und später Vorortvillen errichtet werden können. Am See – er wird 1899 zugeschüttet – befindet sich eine Badeanstalt. Das Dorf

* Der heutige Martin-Gropius-Bau. Dazu ein Absatz in der Einleitung.

** Dazu der Abschnitt über die Wohnungsfrage im Kapitel »Große Fragen«.

hat keine zweitausend Einwohner. Viele der Alteingesessenen sind vermögend, weil sie ihr Bauernland an Bodenspekulanten und Investoren verkauft haben – für so viel Geld, dass die Berliner sie mit neidischem Spott als ›Millionenbauern‹ titulieren.

Zum Neuen und Alten kommt gegen Ende der 1870er etwas sehr Altes: schätzungsweise 150 Millionen Jahre alt, eine Zahl, bei der es gleichgültig ist, ob von der Jetzt- oder der Gründerzeit aus gerechnet wird. Es handelt sich um einen schrägen Vogel aus Stein, vom bayerischen FINDER, weniger geschäftstüchtig als die Berliner Millionenbauern, gegen eine Kuh getauscht und dann weitergehandelt, bis das Exponat, heute unter dem ehrwürdigen Titel *Archaeopteryx* im Berliner Naturkundemuseum zu besichtigen, für 20 000 Mark von Werner Siemens erworben und schließlich – gegen Erstattung des Kaufpreises! – der Universität überlassen wird.

Nachdem wir uns im Hotel ein wenig frisch gemacht haben, überlegen wir, ob wir Fontane einen Besuch abstatten sollen. Die Adresse lautet Potsdamer Straße 134c. Er lebt hier seit Oktober 1872. Der Umzug war nötig geworden, weil die Mieten in dem Haus, in dem die Fontanes vorher wohnten, nach dessen Verkauf an einen Bankier vom neuen Besitzer um das Doppelte bis Dreifache erhöht wurden.

Leider ist der Zeitpunkt für einen Besuch ungünstig. Fontane hat seine gerade erst angetretene Stelle als Erster Sekretär der Akademie der Künste schon wieder gekündigt, weil er es nicht aushält, von seinem nicht einmal halb so alten Vorgesetzten, dem vom Kaiser protegierten Historienmaler Anton von Werner, herumkommandiert zu werden. Immerhin ist Fontane eine literarische Größe, noch nicht berühmt durch seine Romane, deren Erscheinen erst bevorsteht, aber stadtbekannt als Theaterkritiker der *Vossischen Zeitung*, als Verfasser der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* und wegen seiner Kriegsbücher. Für Frau Fontane rechtfertigt das nicht, einen Job hinzuschmeißen. Mag der Herr Gemahl eine ›Instanz‹ im Berliner Feuilletonbetrieb sein, auch Instanzen brauchen Einkommen, und das wird am ehesten von einer sicheren Stelle garantiert, nicht von Romanen, die erst einmal geschrieben werden müssen und von denen kein Mensch weiß, ob sie sich verkaufen lassen. Der Hausseggen hängt also schief, und es ist klüger, auf einen Besuch zu ver-

zichten. Stattdessen könnten wir ja zu Anton von Werner in die Potsdamer Straße 8ra gehen. Dort prunkt seine eigenhändig im Renaissance-Stil ausgemalte Stadtvilla. Auch Adolph Menzel* hat bis vor Kurzem in der Potsdamer gewohnt, sich nun aber sein Atelier zwischen den Villen am südlichen Rand des Tiergartens eingerichtet. Zu von Werner wollen wir nicht, zu Menzel dürfen wir nicht: zu riskant. Ihn »in seinem Atelier aufzusuchen«, meint Max Liebermann später, wird »für eine Tollkühnheit, etwa wie das Eindringen in den Löwenkäfig, angesehen«.

Wir lassen die menschlichen Berühmtheiten in Ruhe und wenden uns einer äffischen zu. In dem bis vor Kurzem von Alfred Brehm geleiteten sogenannten »Aquarium« Unter den Linden logiert neuerdings einer unserer Vettern, wie die einen glauben und die anderen fürchten. Er ist gerade erst in der Hauptstadt angekommen. Die *Vossische Zeitung* schreibt: »Noch nie und nirgends ist ein Mitglied des Tierreiches mit größerer Sehnsucht erwartet worden als dieser Gorilla«. Es herrscht riesiger Andrang. Der frisch entlassene Brehm hatte Mitte der 1860er im ersten Band seines *Tierlebens* beobachtet, »daß wir bloß diejenigen Affen wirklich gern haben [...], welche die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen die Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen.« **

Vielleicht sollten wir lieber nicht in den lebenden Spiegel schauen, der uns da im Aquarium präsentiert wird. Die Warteschlange ist ohnehin zu lang. Statt uns anzustellen, spazieren wir zu Kroll am Königsplatz. Es gefällt es uns dort hoffentlich besser als vor zwei Jahren dem russischen Schriftsteller Dostojewski, der weder die Preußen noch die Sachsen noch überhaupt die Deutschen mochte, obwohl er in Baden-Baden und Wiesbaden spielte, in Dresden Gemälde bewunderte und in Bad Ems zur Kur ging. »Aber, mein Gott, was für eine öde, was für eine entsetzliche Stadt ist dieses Berlin! [...] Die Deutschen waren am Sonntag alle auf der Straße, in ihrem Sonntagstaat. Ein grobes, ungehobeltes Volk. In der Konditorei« – wir

* Zu ihm der Abschnitt in »Große Männer«.

** Mehr über Brehm und noch etwas über den Gorilla findet sich im Zoo- und Zirkusabschnitt von »Das neue deutsche Leben«.

werden nach einem Gang durch die Wilhelmstraße ebenfalls eine aufsuchen – »riet mir ein junger Mann, zu Kroll im Tiergarten zu gehen«. Das tat er am nächsten Tag auch: »Dieser Garten ist der allerschrecklichste Ekel, aber es war eine Unmenge Publikum da, und die Deutschen gehen da mit Wonne spazieren. Für meine 10 Groschen Eintrittsgeld hatte ich das Recht, das Theater zu betreten, mußte aber auf der Galerie stehen. Das Theater ist ein riesiger dunkler Saal, wo bis zu 1000 Zuschauer Platz haben, die Bühne ist etwa 10 Schritt lang, das Orchester 12 Mann stark (und gar nicht übel), und da geben sie nun [...] »Robert der Teufel«. Ich hörte nur die Hälfte des 1. Aktes an und entfloh dann vor den entsetzlichen deutschen Sängern«.

Robert der Teufel von Giacomo Meyerbeer muss wirklich nicht sein. Aber *Die Fledermaus* von Johann Strauss? Es steht die zweihundertste Aufführung bevor, dirigiert vom Meister selbst. Gerade einmal zehn Jahre ist es her, dass der preußische Militärkapellmeister Johann Gottfried Piefke nach dem Sieg über Österreich den »Königgrätzer Marsch« komponierte. Und der Gründerkrach, der die Börse in Wien kollabieren ließ und die Uraufführung der *Fledermaus* verzögerte, liegt nur drei Jahre zurück. Trotzdem tut man lustig und fidel in Wien und Berlin. Die Herrschaften trinken Champagner, nicht nur auf der Bühne, und die niederen Chargen wie Wärter Frosch in dem Gefängnis, in dem ein Teil der Operette spielt, besaufen sich mit Schnaps. Oder man süffelt »Wolkenschieber«. Dieser »Special-Liqueur« von Apotheker Schultze in der Köpenicker Straße entstand wie die Operette von Strauss im Jahr 1874. Die Reklame dafür reimt sich auch unvertonnt: »So hab' nach sinnenschweren Stunden/Ich jetzo einen Trank erfunden,/Der schiebt die Wolken von der Stirn,/Stärkt Rücken, Magen und Gehirn,/Der schützt vor Regen auf der Reisen,/Verdaut die allerschwersten Speisen,/ [...] /Der macht, daß Alles lacht und liebt/Und daß der Geist zur Wolke schiebt«.

In Wolkenschieberstimmung nach einer Zwischenerholung im Hotelzimmer machen wir uns auf zu einem Gang durch die Wilhelmstraße. Sie hat ihren Namen nicht etwa von Wilhelm I., sondern von Friedrich Wilhelm I., dem Soldatenkönig. Von ihm erzählt man, er sei mit dem Stock fuchtelnd durch die Straßen Potsdams

gelaufen und habe gerufen: »Lieben, lieben sollt ihr mich!« Zum Glück ist es historisch unmöglich, dass wir ihm über den Weg laufen in der nach ihm benannten Straße. Wir verlassen das Hotel Royal durch das Portal in der Wilhelmstraße Nummer 69 und begeben uns zur Nummer 64. Von dort schreiten wir die Bauten preußischer Macht und deutschen Geldes ab:

- Haus und Grundstück Nummer 64 wurden 1868 vom Bankier Gerson Bleichröder*, dessen Aufstieg mit demjenigen Bismarcks verbunden ist, für 37 000 Taler ge- und fünf Jahre später für 680 000 Mark (etwa 225 000 Taler) wieder verkauft. 1876, im Jahr unseres Besuchs, gehört es einem Rittergutsbesitzer aus Posen. 1879 wird Bleichröder das Anwesen zurückkaufen (für wie viel wissen wir nicht). Fünfzehn Jahre später übernimmt der preußische Fiskus die Immobilie für 1 900 000 Mark von Bleichröders Erben.
- Nummer 65 ist das 1867/68 für das Preußische Justizministerium umgebaute Haus.
- Nummer 66 ist das Wohnhaus des Bankiers Friedrich Wilhelm Krause, errichtet 1867/68 nach Plänen von Friedrich Hitzig, der in den Gründerjahren reihenweise Villen entworfen und auch die 1876 noch im Bau befindliche neue Reichsbank geplant hat. Krauses Wohnhaus war den französischen »Adelhotels« nachempfunden und wurde analog dazu als »Bürgerhotel« bezeichnet. Krause wurde 1873 geadelt. Das »Bürgerhotel« war in einzelne Wohnungen unterteilt, die sich über ganze Stockwerke zogen.
- Das Palais in der Nachbarschaft wurde 1874 fertiggestellt. Es gehörte dem oberschlesischen Kohlebergbau- und Eisenbahnunternehmer Rudolf Pringsheim zu Rodenberg. Das Gebäude machte als »buntes Haus« Furore wegen der an der Fassade eingesetzten verschiedenen und verschiedenfarbigen Materialien. Das Berliner Adressbuch von 1876 erläutert: »Pringsheim'sches Haus, Wilhelmstraße 67, im Styl Venetianischer Paläste [...], bestehend aus einem hohen Erdgeschoß und großem dominirenden Hauptgeschoß, ersteres aus Sandstein, letzteres in farbiger Terracotta. Die

* Über ihn der Abschnitt im Kapitel »Großbürger, Bildungsbürger, Kleinbürger«.

Facade ist mit hohem Fries gekrönt, auf welchem in lebensgroßen Figuren das menschliche Leben in echt venetianischem Glas-Mosaik [...] nach Compositionen von A. von Werner dargestellt ist. Karyatiden in über Doppel-Lebensgröße, aus 500 Centner schweren Sandsteinblöcken gebildet, stützen den Balkon.« Auch die Innenräume, die wir freilich nicht zu sehen bekommen, sind mit großformatigen Wandbildern von Anton von Werner ausgestattet.

- Wem Haus und Grundstück Nummer 68 gehören, wissen wir nicht.
- Die Nummer 69 ist das Hotel, in dem wir untergekommen sind.
- Den Eingang des Palais auf dem Grundstück Nummer 70 bilden korinthische Säulen, als handele es sich um einen Tempel der Antike. Seit 1867 im Besitz des ›Eisenbahnkönigs‹ Bethel Henry Strousberg*, ging das Anwesen nach dem Zusammenbruch von dessen Firmen-Imperium in die Konkursmasse über und wurde gerade für 900 000 Mark an Fürst Hugo zu Hohenlohe versteigert. Während Strousberg einer jüdischen Aufsteigerfamilie entstammt, verkörpert der Fürst zu Hohenlohe die Verbindung aus altem Adel und neuem Geld, von aristokratischen Privilegien mit unternehmerischer Tatkraft.
- Nummer 70a wurde im April 1872 von einem Kaufmann erworben und im April 1875 an einen Rittergutsbesitzer verkauft, der es im November 1875 an einen Bankier weiterverkaufte, der es im April 1876 wiederum an einen Rittergutsbesitzer verkauft, der es im März 1877 erneut an einen Bankier verkaufen wird, der es dann immerhin achtzehn Jahre behält.
- Nummer 71 wurde 1867 von Leopold Ullstein erworben und 1871 unter Wahrung eines lebenslangen Wohnrechts weiterverkauft. 1876 erfolgt die Gründung seines Verlags**.
- Nummer 72 befindet sich im Besitz der Hohenzollernfamilie.
- Nummer 73 ist im Besitz der Krone, aber seit 1873 residiert hier Graf Alexander von Schleinitz, seit vielen Jahren »Minister des

* Zu ihm der Beginn des Abschnitts »Großmacht und Krise« im Kapitel »Gründerzeit – Gründerkrach«.

** Dazu der Zeitungsabschnitt im Kapitel »Errungenschaften«.

königlichen Hauses« und zuständig für die Verwaltung der Kron-
güter. Das Palais ist ein gesellschaftliches Zentrum der Adels-
welt rund um die »Schleinitzsche Kamarilla«, wie Bismarck den
langjährigen Feind und dessen kulturell ambitionierte, 35 Jahre
jüngere Frau Mimi nennt. Man stelle sich vor, Bismarck würde
mit Pickelhaube unter dem Arm durch den Salon der wagneria-
nischen Gräfin* poltern, um zu verhindern, dass sie den Kaiser
im August 1876 zur Eröffnung der Bayreuther Festspiele mit der
Uraufführung der *Götterdämmerung* lockt. Die Uraufführung von
Tristan und Isolde hat im März im Königlichen Opernhaus statt-
gefunden. Freiherrin Spitzemberg, Mimis Salonkonkurrentin
und Bismarck-Verehrerin, notierte darüber in ihrem Tagebuch:
»Die halbe Welt war heute in der Oper gewesen, um Wagners
'Tristan und Isolde' zu hören; die meisten kamen schachmatt,
wenn auch gebührend hingerissen daraus zurück.« Bismarck in-
dessen besucht den Schleinitz'schen Salon nur ausnahmsweise,
und der Kaiser wird Mimi (weniger Wagner) zuliebe nach Bay-
reuth fahren.

- Die Nummer 74 wurde nach der Reichsgründung im Stil eines
florentinischen Palastes umgebaut, um als neues Bundeskanz-
leramt zu fungieren. Das hat Bismarck jedoch nicht gefallen, er
bleibt einstweilen in Nummer 76. In den umgebauten Palast zieht
das Reichsamt des Innern.
- Nummer 75 befindet sich im Besitz einer Druckerfamilie, in de-
ren Werkstatt auch Reichssachen vervielfältigt werden. Das Reich
wird das Anwesen, einschließlich der Druckerei, 1877 erwerben.
- In Nummer 76 residiert Bismarck seit Herbst 1862, zunächst als
preußischer Ministerpräsident und ab 1871 als Reichskanzler. Erst
1878 wird er hinüber nach Nummer 77 ziehen. Die Depeschen-
tür an der Hinterseite des Gebäudes, an die unentwegt Pferde-
kuriere mit wichtigen Botschaften klopfen, können wir von der
Straßenseite aus nicht sehen. Ebenso wenig können wir einen
Blick ins Innere werfen. Vergeblich halten wir nach dem Gärt-
ner Ausschau, der manchmal Leute gegen Trinkgeld über die
Dienstbotentreppe in die Gemächer führt, wenn der Hausherr

* Dazu der Salon-Abschnitt im Kapitel »Die alte Gesellschaft«.

nicht anwesend ist. Jedenfalls erzählt das der französisch-schweizerische Reisereporter Victor Tissot. Er will sogar im Schlafzimmer gewesen sein: »Ein mit blauer Seide bespannter Wandschirm umgibt das riesige Ehebett. Ein kleiner Tisch dient als Waschtisch. Darauf entdeckte ich ein halbes Dutzend Kämme und Bürsten, also viel mehr, als der Kanzler Haare auf dem Kopf besitzt«.

- Nummer 77, das ehemalige Palais Radziwill, wird gerade zur Reichskanzlei umgebaut, in die Bismarck in zwei Jahren übersiedeln wird. Bismarcks Haltung zur polnisch-preußischen Fürstenfamilie Radziwill, insbesondere zu dem bei Hofe einflussreichen Boguslaw, ist distanziert bis feindselig. Bismarcks ›Kulturkampf‹ gegen die katholischen, die polnischen und die päpstlichen ›Elemente‹ dauert immer noch an. Übrigens heißt es in Fontanes *Effi Briest* über den Mann der Titelheldin, Baron von Innstetten, »am 1. April begab er sich in das Kanzlerpalais, um sich einzuschreiben«. Obwohl der Roman erst ein halbes Jahrzehnt nach Bismarcks Rücktritt 1890 erschien, konnte Fontane immer noch voraussetzen, dass seine Leserschaft die Bemerkung ohne Erläuterung verstehen würde: Der 1. April war Kanzlergeburtstag, in der Nummer 77 lag ein Gratulationsbuch aus*.
- Nummer 78 ist die Schornsteinfegerakademie. So wird der 1875 fertiggestellte Bau wegen seiner vielen Kamine vom Berliner Volksmund genannt. Die Kamine passen auf kuriose Weise zum Besitzer, Hans Heinrich Fürst von Pleß. Er ist einer jener Schlotbarone aus schlesischem Adel, die unter der Erde Kohlebergwerke und auf der Erde Landwirtschaft im großen Maßstab betreiben. Über sein Palais heißt es im *Berliner Adreß-Buch*: »Französische Renaissance mit Seitenflügel in weißem schlesischen Sandstein mit rother Verblendung. [...] Hohes schmiedeeisernes Thor und Vorgitter längs der Straßenfront, von Pariser Arbeit.« Das ›Fran-

* Es hat später auch sehr lange gedauert, bis vergessen wurde, wer am 20. April Geburtstag hatte. Damit sollen die beiden Geburtstage nicht verglichen werden, wohl aber die Nachhaltigkeit, man kann auch sagen: die Penetranz, mit der sich Macht, selbst noch bei Nebensächlichkeiten, im Gedächtnis einnistet.

zösischer an dem Bau ist ungewöhnlich, so kurz nach dem Krieg, und erregt, zusätzlich zum Spott wegen der Schornsteine, entsprechend Anstoß.

- Nebenan entsteht mit der Adresse Voßstraße 1 ein weiteres Palais im Stil der Neo-Renaissance. Es gehört Albert Borsig, dem Sohn des Firmengründers, der mit dem Bau von Lokomotiven reich geworden ist. Der von ihm in Auftrag gegebene Gemäldezyklus »Lebensgeschichte einer Lokomotive«* ist gerade fertig geworden, aber den Einzug in das neue Palais wird er nicht mehr erleben. Auch erspart ihm sein Tod im Jahr 1878 die Auseinandersetzung mit Fürst von Pleß. Dem Schlotbaron von altem Adel stinkt die Nachbarschaft der neureichen Borsigs dermaßen, dass er die Pferdeställe auf seinem Grundstück in unmittelbarer Nähe des Borsig'schen Festsaals anlegen lässt.

Eigentum zieht Macht nach sich, und Macht erzeugt Eigentum. Aber nicht immer steht beides in ausgewogenem Verhältnis, vor allem dann nicht, wenn sich die Zeiten schneller ändern als die Leute.

Nach so viel baulichem Brustgetrommel suchen wir zur Entspannung die Konditorei Spargnapani auf. Tissot beschreibt sie in seiner höhnischen Art folgendermaßen: »Die Konditoreien ersetzen in Berlin die Cafés. Man trinkt dort Schokolade, Punsch und Limonade. Die Liebhaber von Süßigkeiten verzehren dort hauptsächlich Kuchen mit viel Sahne.« Und die »am häufigsten besuchte Konditorei ist die von Spargnapani Unter den Linden. Sie ist gleichzeitig ein Lesekabinett. Von 11 Uhr bis mittags trifft man hier ernste Staatsräte an, die sich an einem Stück Erdbeertorte delektieren« und dabei eine der vielen ausliegenden Zeitungen lesen. »Alle diese Menschen werden nur von zwei Dingen in Anspruch genommen, nämlich sich den Bauch mit Süßem vollzustopfen und den Kopf mit Ideen. Bei Spargnapani kann man die Weltereignisse Stunde um Stunde verfolgen. Nicht nur, daß der Briefträger jeden Augenblick eine neue Zeitung aus dem Osten oder dem Süden, aus St. Petersburg oder New York bringt, auch die Telegramme werden, so wie sie bei der

* Dazu der entsprechende Abschnitt im Kapitel »Errungenschaften«.

Agentur Wolff* eintreffen, von ihr auf lose Blätter kopiert und an einer besonderen Stelle in der Konditorei angeschlagen. Man kann von diesen Konditoreien weder die Eleganz noch die Bequemlichkeit der Pariser Cafés erwarten. Den Deutschen kümmert nicht das Äußere und die Form, das Wichtigste ist ihm das leibliche Wohl. Dieses praktische Volk ist nicht gewillt, die vergoldeten Spiegel oder die mit Samt bezogenen Stühle zu bezahlen [...]. Deshalb gibt es nichts Primitiveres als diese Konditoreien. Man sitzt an kleinen Marmortischen auf strohbespannten Stühlen, die Wände sind kahl, und der Fußboden ist mit Sägespänen bestreut.«

Wie hätte sich der verwöhnte Franzose erst in einer deutschen Kneipe gefühlt? Das Saufen und Raufen darin machte noch 1890 dem Zivilisationskritiker Julius Langbehn Sorgen. In seinem zwielichtigen Bestseller *Rembrandt als Erzieher* überlegte er, was wäre, wenn »es statt der 50 000 Schenklokale, die es im jetzigen Preußen gibt, dort 50 000 öffentliche Badeanstalten gäbe«: Es »würde um die physische, geistige und sogar sittliche Gesundheit [...] besser stehen als jetzt. Denn körperliche und sittliche Reinheit« bedingen sich gegenseitig. Außerdem würde es »wahrscheinlich weniger Sozialdemokraten in Deutschland geben, wenn es dort mehr Bäder gäbe.« Auf diesen Ausweg war der gerade zurückgetretene Bismarck gar nicht gekommen. Weniger verplantscht hatte zehn Jahre zuvor Helmuth von Moltke, der alt gewordene Stratege des dänischen, des deutschen und des französischen Krieges, über friedensselige Verweichlichung geschrieben: »Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.«

* Dazu der Telegraphie-Abschnitt im Kapitel »Errungenschaften«.

Kapellmeister Piefke
und die Einigungskriege



*Der dänische Krieg – Der deutsche Krieg –
Der Krieg gegen Frankreich*

Graf Moltkes Generalstabsheroismus und seine Sorge, der Friede ließe die Leute ›im Materialismus versumpfen‹, hinderten ihn so wenig wie Bismarck oder Generalfeldmarschall Albrecht von Roon daran, recht alt zu werden und den Tod fürs Vaterland im Bett zu sterben. Seinem borussischen Befehlshabernimbus tat das keinen Abbruch. Bis heute personifiziert er auf Denkmalsockeln und Gemälden neben Bismarck und Roon die preußische Überlegenheit in den deutschen Einigungskriegen. Ein Deutschland, drei Männer, drei Kriege, drei Schlachten: der Sturm auf die Düppeler Schanzen im dänischen, der Sieg über Österreich bei Königgrätz im deutschen, der Sieg bei Sedan im französischen Krieg.

Bei der für Moltke militärisch unnötigen, aber für Bismarck innenpolitisch wichtigen Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 kamen 260 preußische und 800 dänische Soldaten ums Leben (der Krieg insgesamt kostete 1700 Tote und 4000 Verwundete); in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 kamen knapp 2000 preußische und an die 6000 österreichische und sächsische Soldaten ums Leben (der Krieg insgesamt kostete 15000 Tote und 30000 Verwundete); in der Schlacht bei Sedan am 1. und 2. September 1870 kamen auf jeder Seite 3000 Soldaten ums Leben (der Krieg insgesamt kostete rund 200000 Tote und noch einmal so viele Verwundete).

Für sich und vor allem persönlich genommen sind diese Zahlen fürchterlich. »Ich habe auf dem Schlachtfeld«, bekannte Bismarck nach Königgrätz, »die Blüte unserer Jugend dahinraffen sehen durch Wunden und Krankheit, ich sehe jetzt aus dem Fenster gar manchen Krüppel auf der Wilhelmstraße gehen, der heraufsieht und bei sich denkt, wäre nicht der Mann da oben, und hätte er nicht den bösen Krieg gemacht, ich säße jetzt gesund bei ›Muttern‹«.

Allgemein und vor allem historisch genommen sind diese Zahlen eher niedrig. Zwei Jahrzehnte nach Königgrätz warnte Friedrich Engels: »Und endlich ist kein anderer Krieg für Preußen-Deutschland mehr möglich als ein Weltkrieg, und zwar ein Weltkrieg von einer bisher nie geahnten Ausdehnung und Heftigkeit. Acht bis zehn Millionen Soldaten werden sich untereinander abwürgen [...]. Die Verwüstungen des Dreißigjährigen Kriegs zusammengedrängt in drei bis vier Jahre und über den ganzen Kontinent verbreitet«. Die Vorhersage war recht genau. In den vier Jahren des Ersten Weltkrieges kamen 9,7 Millionen Soldaten um, außerdem rund zehn Millionen Zivilisten, die Opfer der epidemischen Spanischen Grippe eingerechnet.

Wie lässt sich militärische Gewalt bei solchen Zahlen rechtfertigen? Lässt sie sich überhaupt verantworten? Bismarck warnte in seinen Memoiren, »wehe dem Staatsmann, der sich [...] nicht nach einem Grunde zum Krieg umsieht, der auch *nach* dem Kriege noch stichhaltig ist.« Ihm ist das dreimal hintereinander gelungen, vor allem deshalb, weil er seine Kriege gewonnen hat und die Gründe für gewonnene Kriege immer als »stichhaltig« gelten. Die in Bismarcks Memoiren ebenfalls geäußerte »Überzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können«, ist dahingehend zu korrigieren, dass es statt »aufgezwungen sind« heißen müsste »aufgezwungen erscheinen«.

Bismarcks annähernd drei Jahrzehnte an der Macht wurden bestimmt von militärischen Konflikten, nach außen wie im Innern – und nach außen wegen des Inneren. Ohne die Feldzüge hätte er sich im Inneren nicht halten können, und ohne seine Durchsetzungsfähigkeit im Inneren wiederum wären die Kriege nach außen nicht erfolgreich zu führen gewesen. Feldzüge und Schlachten müssen vorbereitet werden, lange vor den Kampfhandlungen und auch lange vor der Mobilmachung. Der Soldat braucht Stiefel, sonst kann er nicht marschieren; er braucht Gewehre, sonst kann er nicht schießen; er braucht Verpflegung, sonst muss er plündern oder verhungern. Die Stiefel müssen geschustert und gelagert, die Gewehre montiert und in Schuss gehalten, die Rationen eingeteilt und transportfähig gemacht werden. Der Soldat selbst muss rekrutiert, ausgebildet, im Kriegsfall mobilisiert und mit Tornister, Topf und Löffel versehen

werden. Mit einer undichten Feldflasche verliert man keinen Krieg, aber wenn eine ganze Armee keine Feldflaschen hat, kann das zur Katastrophe führen. Friedrich Engels referiert in einem seiner Artikel über den deutsch-französischen Krieg einen Korrespondenten mit der Beobachtung, dass die Verproviantierung der französischen Truppen verspätet erfolgte und dass sie »nicht genügend Feldflaschen, Kochgeschirr und andere Lagerutensilien hatten, das Fleisch verdorben und das Brot muffig war.« Der verzögerte französische Abmarsch kam den deutschen Armeen zugute, und die verminderte französische Truppenmoral ebenfalls.

Die inneren Auseinandersetzungen darum, wie die Vorbereitung auf äußere Konflikte zu geschehen hatte, standen nicht zufällig am Beginn von Bismarcks beispiellosem politischem Lebenslauf. Krieg kostet Geld. Die Vorbereitung auf den Krieg kostet Geld. Wie und von wem wird dieses Geld aufgebracht, wie und von wem über dessen Verwendung entschieden? Vom Monarch, vom Regierungschef, vom Kriegsminister, vom Generalstab, vom Parlament? Wer die Gewehre hat, dem gehört die Macht, auch im Innern. Aber die Gewehre behält nur, wer sie und die Soldaten bezahlen kann. Deshalb hängen die Hoheit über das Budget und die Macht im Staat untrennbar zusammen. Soll der Monarch herrschen oder das Parlament? Wer ist der Souverän: der König von Gottes Gnaden oder das Volk, repräsentiert von einer (auf welche Weise auch immer) gewählten Versammlung?

Dieser Systemkampf zwischen der Monarchie und der parlamentarischen, was keineswegs bedeutete: demokratischen, Vertretung hatte während der Restaurationsjahre nach 1848 andauert und sich 1862 zur Systemkrise verschärft, als die Heeresreform von Kriegsminister Roon an der Unwilligkeit der Parlamentarier zu scheitern drohte, die dafür nötigen Ausgaben zu bewilligen. In dieser Situation schob König Wilhelm seine Vorbehalte gegen Bismarck beiseite und ernannte ihn zum preußischen Ministerpräsidenten. Der polternde Junker, der mit seinen Reden die Abgeordneten aller Fraktionen vor den Kopf stieß, wurde zum Mann der Stunde – und erwies sich als Staatsmann über Jahrzehnte.

Der Streit um die Heeresreform wuchs sich in den 1860er Jahren deshalb zum Verfassungskonflikt aus, weil die Mittel für die Reform

ohne die Bewilligung durch das Parlament aufgebracht wurden. Es ging um die Verlängerung der Wehrdienstzeit von zwei auf drei Jahre; um die Eingliederung der Landwehrverbände, die seit der Revolution von 1848 als ›Volksbewaffnung‹ verdächtig waren, in die reguläre Armee; und um das möglichst lückenlose Einziehen der dienstpflichtigen Jahrgänge. Lange Zeit konnten aufgrund der Heeresgröße nicht alle tauglichen jungen Männer ›gezogen‹ werden, also wurde gelost. Diejenigen, die Pech, aber Geld hatten, durften sich unter denen, die Glück, aber kein Geld hatten, Ersatzmänner kaufen. Der Versuch, diese Praxis abzuschaffen, stieß überall auf Widerstand: bei denen, die kauften, wie bei denen, die sich kaufen ließen. Eine wohlhabende Familie zog es vor, den Sohn auf seine Laufbahn im Geschäft vorzubereiten, statt ihn beim Appell im Regen stehen zu lassen. Die Familie eines Tagelöhners oder eines Knechtes wiederum nahm gern das Ersatzgeld an und hatte dann einen Esser weniger am Tisch. Dieser Vorteil für die Armen machte es den Besitzenden moralisch leichter, ihr Privileg in Anspruch zu nehmen.

Es gehört seit jeher zu den Eigenarten des Bürgertums, das eigene Interesse für das der Gesamtheit auszugeben. Unverhüllter ›Machiavellismus‹ mochte aus den Blut-und-Eisen-Reden des Landjunkers Bismarcks dröhnen, die bürgerlich-liberalen Kreise trugen ihre Ansichten im Parlament, in den Zeitungen und in den Salons gern mittels moralischer Kategorien vor. Das hat der Reaktionär Bismarck genauso durchschaut wie der Revolutionär Bebel.

Die ›Wehrgerechtigkeit‹ ließ sich durch eine Vergrößerung des Heeres und durch eine Verkürzung der Dienstzeit verbessern. Das Erste war von Roons Heeresreform gewollt und wurde erreicht, das Zweite war unerwünscht und wurde verhindert. Erst 1893 kehrte man zur zweijährigen Dienstzeit zurück. Zwei Jahre Militärdienst, noch dazu durch Urlaube unterbrochen, schienen nicht zu genügen, den Alltagsbürger mit seinen Privatsorgen in einen gehorsamstrainierten Befehlsempfänger umzuwandeln. Gehorchen muss geübt werden, Befehlenkönnen auch. Subordination ist ein Wechselverhältnis. Die auf fremdem Kampffeld notwendige Disziplin hat der Drill dem Soldatenkörper zu Hause auf dem Exerzierplatz einzufließen. Dafür sind viel Zeit, Ausdauer und Wiederholungszwang

nötig. Appellplatzstumpfsinn und Kasernenhofödnis sind elementar für die Erziehung zur Willenlosigkeit.

Zu den Erziehungsmitteln im Militär des Kaiserreichs gehörten die Schikane im Detail und der tägliche oder sogar nächtliche Befehlsterror, wie der sozialdemokratische Landarbeiter Franz Rehbein von seinem dreijährigen Militärdienst von 1887 bis 1890 berichtet: »Ein besonderes Spezialmittel zur Rekrutenbändigung bestand darin, die Mannschaften die Nähte der Kleidungsstücke auftrennen oder die Knöpfe abschneiden und dann die so Bedachten im Hemd mit geflickten Lumpen in der Hand des Nachts um Zwölf vor dem Bett des Berittführers antreten zu lassen. Oder der Vorgesetzte bekam den Einfall, seine ›Stifte‹ des Nachts aus den Betten zu jagen und diese, nur mit Hemd und Helm bekleidet, auf der Stube allerhand Exerzitien ausführen zu lassen.«

Ausgeklügelte Brutalität und offene Demütigung trafen besonders die gemeinen Soldaten. Die aristokratische Führungsschicht hingegen sollte ungebrochen in die Offizierslaufbahn treten, auch die Gebildeten waren möglichst zu schonen. Im Kriegsdienstgesetz von 1867 heißt es in § 11: »Junge Leute von Bildung, welche sich während ihrer Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten und verpflegen, und welche die gewonnenen Kenntnisse in dem vorschriftsmäßigen Umfange dargelegt haben, werden schon nach einer einjährigen Dienstzeit im stehenden Heere – vom Tage des Diensteintritts an gerechnet – zur Reserve beurlaubt. Sie können nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Leistungen zu Offizierstellen der Reserve und Landwehr vorgeschlagen werden.«

Gleichwohl hatten auch die ›jungen Leute von Bildung‹ ihren Tribut zu zahlen. Max Weber, der spätere ›Gründungsvater‹ der deutschen Soziologie, beschrieb eine Felddienstübung während seines Einjährigendienstes 1883/84: »Sie verläuft etwa folgendergestalt: Morgens bei noch fast vollkommener Dunkelheit tritt man in Helm, Tornister, Kochgeschirr, Brotbeutel und Mantel an und marschiert ab. Anfangs geht alles ganz gut, den Helm, der in der ersten Woche sich unangenehm bemerkbar macht, ist man schon gewohnt, ebenso die zentnerschweren Kommißstiefel [...] Ebenso ist der, noch leere, Tornister anfangs kaum zu merken. Auf die Dauer aber macht sich zunächst der als Wurst um Brust und Tornister geschlungene

Mantel unangenehm fühlbar, der [...] das Atmen sehr erschwert, außerdem das Tragen des Gewehrs auf der linken Schulter sehr schwierig macht. Dann fangen die beiden, schwer mit Platzpatronen gefüllten Patronentaschen, die bei jedem Schritt stark gegen die Leistengegend drücken, an, sich bemerklich zu machen. Schließlich empfindet man doch auch den Druck der unteren Tornisterkante gegen die Kreuzgegend als eine auf die Dauer bei stundenlangem Gehen sehr unangenehme Belästigung.«

Zu diesen körperlichen Beschwerden kamen die Forderungen, denen die Gebildeten und Besitzenden unter den bürgerlichen jungen Männern von Seiten der ungebildeten und besitzlosen Mannschaften ausgesetzt waren. Die im Zivilleben als ›Kanaille‹ verachteten ›Kameraden‹ erwarteten Einladungen zu Schnaps und Tabak, »weil es das unveräußerliche, selbstverständliche Recht der Mannschaft ist«, wie Weber höhnte, »sich auf Kosten des Einjährigen, ohne erst lange zu fragen, voll zu essen und zu trinken«.

Auch die Feldwebel, im bürgerlichen Leben den jungen Herrchen subordiniert, hielten sich für ihre Mindermächtigkeit ›draußen‹ schadlos, indem sie ›drinnen‹ die ihnen vorübergehend Preisgegebenen mit sinnlosen Befehlen traktierten. Gerade bei denjenigen, die sonst nichts zu sagen haben, kann es geschehen, dass sie ihre kleine Macht genießerisch auskosten. Generäle schicken ganze Regimenter in den Tod, quälen aber selten höchstpersönlich. Stubenälteste, Feldwebel, Unteroffiziere dagegen legen Hand an und machen sich die Finger schmutzig, wenn ihnen darum zu tun ist, den Willen eines Widerspenstigen zu brechen.

Im Militärsystem lässt sich der Rang eines Mannes auf seinen Schultern ablesen. Den kann er dann stolz in die bürgerliche Gesellschaft hinübertragen und dort spazieren führen. Der einjährige Reserveoffizier in Uniform, wenn er jung, stattlich und vermögend war, wurde gern in die Salons geladen und in die Nähe des Klaviers bugsiert, wenn das heiratsfähige Töchterlein die Tasten schlug. Und der ältere Herr, der selbst schon Töchter hatte, zeigte mit Eifer, dass auch er einmal jung und Reserveleutnant war. Bismarck übrigens suchte sich dem einjährigen Militärdienst durch die ziemlich primitive Simulation einer ›Muskelschwäche‹ des rechten Arms zu entziehen, allerdings vergeblich.

Der bürgerliche Nachahmungstrieb führte in der preußischen Adelsgesellschaft nicht nur dazu, dass reich gewordene Leute Rittergüter in Ostelbien kauften, sondern militarisierte gewissermaßen das zivile Rangsystem. Am Anfang und am Ende stand immer das Geld, aber dazwischen legte man höchsten Wert auf aristokratische Form. Das Reserveoffizierswesen war eine Art symbolisches Scharnier zwischen der bürgerlichen Erwerbs- und der adeligen Machtgesellschaft, deren Rückgrat in Preußen seit dem Soldatenkönig die Armee gewesen ist. Es dauerte Jahrzehnte, bis das Bürgertum selbst in den unteren und mittleren Rängen auch nur annähernd so viele Offiziersstellen besetzte wie der Adel. Im Übrigen brachte die allmähliche Zunahme bürgerlicher Offiziere nicht etwa eine Verbürgerlichung der Armee mit sich, sondern führte zum Fortschleppen eigentlich überlebter militärischer Vorrechte in der zivilen Gesellschaft. Drei erfolgreiche Kriege verstärkten diesen Effekt. Bei jedem dieser Kriege war Johann Gottfried Piefke dabei. Und zu jedem hat er einen Marsch komponiert.

Der dänische Krieg

Als nach fünf Wochen Belagerung am 18. April 1864 preußische Truppen die Düppeler Schanzen vor dem Alsensund stürmten, führte Regimentsmusiker Piefke ein Musikkorps an. Er soll es mit dem Degen dirigiert haben, bis ihm eine feindliche Kanonenkugel die Waffe aus der Hand riss. Einer weiteren Legende zufolge hat sich ein Pionier namens Klinke an der ersten der zehn Schanzen selbst in die Luft gesprengt, um den Einfall der preußischen Sturmtruppen zu ermöglichen. In Wahrheit erlitt der 24-jährige Soldat nach dem Entzünden der Lunte beim Explodieren des Pulvers* schwere Verbrennungen im Gesicht, wurde außerdem beim Zurücktaumeln aus dem Graben durch die Brust geschossen und starb beim Transport ins Lazarett. Einen entsprechenden Bericht

* Das Dynamit wurde erst 1866 von Alfred Nobel erfunden.

zitiert Theodor Fontane in *Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864*. »Nach dieser Schilderung«, bemerkt der Kriegsliterat enttäuscht, »wäre Klinke gefallen wie jeder andere; ein braver Soldat, aber nicht mehr.« Vor allem nicht genug für eine Heldenlegende. Außerdem sei »mit der historischen Aufhellung – die ohnehin höchst mißlich ist und oft noch mehr vorbeischießt als die Dichtung – [...] dem Bedürfnis des Volkes nicht immer am meisten gedient.«

Im Zweifel gegen »missliche historische Aufhellung« und für Legendenbildung und Heldenkitsch. So heroisiert Fontane denn auch fürs breite Publikum das Kriegsgeschehen in seinem Gedicht *Der Tag von Düppel*: »Sie fallen tot, sie fallen wund, / Ein Häuflein steht am Alsen-Sund. / Palisaden starren die Stürmenden an, / Sie stutzen; wer ist der rechte Mann? / Da springt von achten einer vor: / Ich heiße Klinke, ich öffne das Tor! / Und er reißt von der Schulter den Pulversack, / Schwamm drauf, als wär's eine Pfeif Tabak. / Ein Blitz, ein Krach – der Weg ist frei / Gott seiner Seele gnädig sei! / Solchen Klinken für und für / Öffnet Gott selber die Himmelstür.« Offenbar kommt im Christentum ebenfalls auf direktem Weg in den Himmel, wer sich selbst in die Luft sprengt. Hauptsache Opfertod. Allerdings sterben auf diese selbstmörderische Weise um Jenseitslohn immer nur die untersten Chargen. Generäle und Guerillaführer, Warlords und Widerstandsköpfe sprengen sich nicht in die Luft, ganz gleich, auf welcher Seite sie stehen, für welche Ziele sie kämpfen oder zu welchem Gott sie beten.

Verglichen mit den läppischen Kalauern über das von Klinke geöffnete Schanzentor und die für ihn geöffnete Klinke an der Himmelstür ist Bismarcks Bemerkung über den »Krüppel, der in der Wilhelmstraße zu dem Mann hochschaut, der den »bösen Krieg« gemacht hat, geradezu ehrenwert und frei von »Hurrapatriotismus«. In Fontanes Gedicht dagegen marschiert Piefke mit Musikkorps durch Schlamm zum Sieg. »Vorwärts!« donnert der Dirigent, / Kapellmeister Piefke vom Leibregiment. / Und »vorwärts« spielt die Musik, / Und »vorwärts« klingt der Preußen Hurra«. An anderer Stelle ist Fontane nüchterner: »Der Krieg ist längst zu einer »Wissenschaft des Tötens« geworden und die Erfolge, beispielsweise der verbesserten Schußwaffe, müssen dementsprechend mit nüch-

tern-wissenschaftlicher Genauigkeit festgestellt werden, wie wenig diese Art von Wissenschaftlichkeit unserer Empfindung entsprechen mag.«

Ein Schanzensturm erfolgt nicht mit klingendem Spiel in Formation wie beim Aufmarsch im Kasernenhof, sondern in wildem, panischem Durcheinander. Die Kugeln pfeifen um die Ohren, man geht in Deckung, wirft sich bäuchlings in den Dreck, kriecht ein Stück vorwärts, springt auf, rennt ein paar Meter, springt über einen Kameraden mit Bauchschuss, der nach seiner Mutter wimmert, rennt weiter, rennt in schreiender Todesangst den Bajonetten des Feindes entgegen.

Wenn man Glück hatte vor den Düppeler Schanzen, erwies sich der Feind als Pappkamerad, aufgestellt, um über die tatsächliche Stärke, die in Wahrheit Schwäche war, hinwegzutäuschen. Die Schanzen wurden genommen, die Dänen in den folgenden Feldzügen besiegt, Alsen erobert, der König Christian aus dem Hause Glücksburg zum Verzicht seiner Herzogtümer Schleswig und Holstein gezwungen, die er, der nationalistischen Zeitstimmung folgend, verfassungsrechtlich dem dänischen Staat hatte eingliedern wollen. Dieser Versuch war nach etlichen diplomatischen Verwicklungen zum Auslöser der militärischen Intervention durch Preußen und Österreich geworden.

Diesmal griffen, anders als 1848, da schon einmal preußische Truppen die Dänen vom Festland zu vertreiben drohten, die Großmächte Russland und England nicht mit Ultimaten ein. Dänemark musste den Frieden von Wien unterzeichnen. In Artikel 3 hieß es: »Seine Majestät der König von Dänemark verzichtet auf alle Seine Rechte auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen, und verpflichtet Sich, die Verfügungen, welche Ihre genannten Majestäten hinsichtlich dieser Herzogtümer treffen werden, anzuerkennen.« Artikel 1 lautete: »Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen ihren Majestäten dem Kaiser von Österreich und dem Könige von Preußen einerseits und dem Könige von Dänemark andererseits, sowie zwischen deren Erben und Nachfolgern und deren gegenseitigen Staaten und Unterthanen herrschen.«

Zwischen dem Kaiser von Österreich und dem König von Preußen einerseits und dem König von Dänemark andererseits blieb der Friede bewahrt, aber bereits anderthalb Jahre nach dem Wiener Vertrag führte die Rivalität zwischen Österreich und Preußen um die Dominanz in Deutschland zum Krieg. Nachdem Bismarck sich persönlich bei Napoleon III. der französischen Neutralität versichert hatte, setzte Preußen im Juni 1866 seine Truppen in Bewegung.

Der deutsche Krieg

Donnerstag, 14. Juni 1866: »In der Stadt große Aufregung, immer neue Truppendurchzüge; das erste Garde-Regiment passirt Berlin und begiebt sich auf den Kriegsschauplatz.« Bereits am 9. Juni waren preußische Truppen auf holsteinisches Gebiet vorgedrungen. Sonnabend, 16. Juni: »Die Preußen marschieren in Sachsen, Hannover und Hessen-Cassel ein.« Den beiden Tagebuchnotizen Fontanes folgt wenige Wochen später der Eintrag: »Am 30. treffen die Siegesnachrichten von Münchengrätz und Gitschin [im österreichischen Böhmen], von Nachod-Skalitz [ebenfalls in Böhmen] und von der Capitulation der Hannoveraner ein. Ungeheure Aufregung in der Stadt, Flaggen und Jubel. Am Abend Umzüge mit Musik; der König spricht vom Balkon seines Palais, Bismarck vom Fenster seines Hotels aus; dabei ziemlich starkes Gewitter. Dieser Jubel erneuert sich am 4. Juli, als die Nachricht vom Siege bei Königgrätz eintrifft. Anfang August trete ich [...] in Unterhandlungen wegen Herausgabe eines 1866 Kriegsbuches, als Seitenstück zum schll. holsteinischen Kriegsbuche.«

In diesem »1866 Kriegsbuch« schreibt er dann über die Schlacht bei Königgrätz im heutigen Tschechien: »160 Geschütze, viele tausend Gewehre, 20 000 Gefangene waren in unsre Hände gefallen; schwerer als alles das wog das Bewußtsein, daß mit diesem Siege die *Kriegsentscheidung* überhaupt gegeben war. Der Dualismus [zwischen Preußen und Österreich] hatte sein Ende erreicht; [...] ein neues Deutschland war geboren.«

Als Fontane zum Schauplatz der Schlacht reiste, waren die Leichen weggeräumt und die »Kriegskrüppel«, um es mit Bismarck zu sagen, nach Hause geschafft. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Neunzig-Tage-Kaiser von 1888, notierte, wie es vor dem Aufräumen aussah: »Das Schlachtfeld zu bereiten war grauenvoll, und es lassen sich die entsetzlichen Verstümmelungen, die sich dem Blick darstellen, gar nicht beschreiben. Der Krieg ist doch etwas Furchtbares, und derjenige Nichtmilitär, der mit einem Federstrich am grünen Tisch denselben herbeiführt, ahnt nicht, was er heraufbeschwört.« Das zielte gegen Bismarck. Der erklärte später: »Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Brüder, Schwestern, Witwen trauerten nicht. Das habe ich indes mit Gott abgemacht.« Nach Kriegen scheinen sich die Leute bei Gott die – Klinke in die Hand zu geben.

Auch der irische Kriegsreporter William Howard Russell war Zeuge des Gemetzels, das trotz der ersten Genfer Konvention von 1864 über »die Linderung des Loses der im Felddienst verwundenen Militärpersonen« vor den Lazaretten nicht haltmachte: »Eine große weiße Fahne [...] markierte ein Feldlazarett. Ein zweites Lazarett befand sich bei Clum, ein drittes weiter links. Dies waren die humanitären Symbole der Genfer Konferenz. Wie zum Spott über die Mildtätigkeit der Menschen, deren Bestreben, die selbstverantworteten Schrecken des Krieges zu lindern, durchaus etwas Heuchlerisches hat, wurden die Orte, an denen diese Flaggen wehten, im Laufe des Gefechts besonders gern beschossen. Bald nach Beginn der Schlacht lagen dort nur noch Tote, und solange in der Hitze der Schlacht noch etwas zu sehen war, flatterten die Fahnen, als wollten sie die kriegführenden Philanthropen verhöhnen.«

Nur sieben Jahre vor Königgrätz hatte der materialistische Philosoph Ludwig Feuerbach prophezeit: Es »wird Deutschland nie unter einen Hut kommen, kommt es nicht unter einen Kopf – aber wohl nie unter einen Kopf kommen, als bis einer das Herz hat, mit dem Schwert in der Hand zu behaupten: Ich bin das Haupt Deutschlands!« Das scheint für Bismarck zu passen, doch der verstand sich als »Haupt Preußens« und allerdings Preußen als Leitstaat Deutschlands. Feuerbach fährt fort: »Aber wo ist dieser Bund von

Herz und Kopf? Preußen hat wohl den Kopf, aber nicht das Herz; Österreich wohl das Herz, aber nicht den Kopf.« Am Ende kam es dann doch bloß auf das ›Schwert‹ an, genauer gesagt auf neue Zündnadelgewehre in den Händen gut gedrillter Soldaten. Den Marsch dazu komponierte Piefke*, aber, anders als die Legende weismachen will, nicht schon während der Schlacht. Ebenfalls unrichtig ist, dass der hünenhafte Militärmusiker mit seinem nicht minder hünenhaften Bruder unter klingendem Spiel die Wiener Ringstraße entlangstolztierte und daraus das Schimpfwort entstanden sei, ›die Piefkes kommen‹. Bismarck untersagte Siegesparaden in der Stadt, aus realpolitischer Klugheit die Demütigung eines Feindes vermeidend, der im letzten Krieg noch ein Verbündeter gewesen war und den man im nächsten schon wieder als Verbündeten nötig haben könnte. Deshalb stellte man sich auch der Konsolidierung des Habsburger Reiches nicht entgegen, das nach dem Ausgleich mit dem nach Selbstständigkeit strebenden Ungarn 1867 in die k.-u.-k.-Doppelmonarchie verwandelt wurde. Die Würde eines österreichischen Erbkaisers wurde mit der eines »Apostolischen Königs von Ungarn« in der Person Franz Joseph I. verbunden.**

Der preußische Feldzug gegen Österreich dauerte sieben Wochen und führte, im Gegensatz zur Schonung des Kaisers in Wien, zur Annexion von Kurhessen, Nassau, der Reichsstadt Frankfurt und des Königreichs Hannover. Die Welfen wurden entmachteter, ihr Privatvermögen beschlagnahmter und in einen Fonds überführt zur Bekämpfung der weiteragierenden Anhänger des Fürstenhauses, die Bismarck als ›Reptilien‹ bezeichnete. Seine Gegner wandten das Schimpfwort dann auf diejenigen an, die sich ihre Dienste für Bismarck bezahlen ließen. Der ›Reptilienfonds‹ wurde berüchtigt als schmutzige Kasse für schmutzige Geschäfte außerhalb ministerieller oder gar parlamentarischer Kontrolle. König Ludwig von Bayern

* Sein »Königrätzer Marsch« wird vom Musikkorps der Bundeswehr heute noch gespielt. Zum Beispiel bei feierlichen Gelöbnissen oder bei Empfängen ausländischer Staatsgäste mit ›militärischen Ehren‹, allerdings nicht, wenn der Besuch aus Österreich kommt.

** Das bizarre und später viel verhöhnte Staatsgebilde brach im Ersten Weltkrieg zusammen, der auch das Ende des Osmanischen und des Zarenreichs mit sich brachte.

wurde damit ebenso gekauft wie eine ganze Kohorte von Journalisten und Zeitungsmachern, die sogenannte »Reptilienpresse«, für preußen-, regierungs- und bismarckfreundliche Berichterstattung im In- und Ausland. Dies war die menschlich niederträchtige Seite der »Realpolitik«, bei der die Zwecke die Mittel heiligten und die Ziele die Scham erstickten.

Die von Preußen und Österreich nach dem Sieg über die Dänen gemeinsam verwalteten Herzogtümer Schleswig und Holstein wurden nun ebenfalls preußisch. Der wichtigste Effekt dieses Gebietszuwachses von 72 000 Quadratkilometern mit fast fünf Millionen Einwohnern auf nun insgesamt 347 500 Quadratkilometer mit 23,5 Millionen Einwohnern war die Verbindung der östlichen und westlichen Provinzen zu einem geschlossenen Staatsterritorium. Die Hälfte dieser Provinzen, und zwar die wirtschaftlich stärkere und bevölkerungsreichere, lag nun westlich der Elbe. Ausgerechnet ein ostelbischer Junker hat maßgeblich dazu beigetragen, dass sich das wirtschaftliche Gewicht nach Westen verschob. Im politischen Bereich, die Parlamente eingeschlossen, suchte Bismarck das mit der Verteidigung der alten Privilegien des östlichen Landadels gegen die neureichen Industriebarone zu kompensieren.

Neben der Arrondierung des preußischen Staatsgebietes erfolgte in Abstimmung mit Napoleon die Gründung des Norddeutschen Bundes. Er bestand neben Preußen aus 22 nördlich des Mains gelegenen Kleinstaaten und führte zu jener Österreich ausschließenden kleindeutschen Vereinheitlichung unter preußischer Dominanz und mit Bismarck als Kanzler, die im Zuge des Siegs über Frankreich fünf Jahre später in die Reichsgründung mündete. Diese Vereinheitlichung betraf nicht nur das Münz- und Maßsystem, sondern die gesamte Wirtschaft und das Rechtswesen. Außerdem ging es darum, den Aufbau der Infrastruktur durch Zentralisierung zu beschleunigen, besonders wichtig für die Vernetzung der Telegraphen- und der Eisenbahnlinien* sowie der verschiedenen Postsysteme. In der Hansestadt Lübeck beispielsweise betrieben Preußen, Hannover, Dänemark und Schweden jeweils eine eigene Post, hinzu kam noch die von Thurn und Taxis. Letztere ging in ihrer

* Zu beidem die entsprechenden Abschnitte im Kapitel »Errungenschaften«.

Gesamtheit, also nicht nur in Lübeck, Mitte 1867 gegen Entschädigung an Preußen über.

Am wichtigsten war die Zentralisierung bei der Eisenbahn. Artikel 41 der Verfassung des Norddeutschen Bundes ermöglichte ausdrücklich den Gleisbau auch ohne die Zustimmung der Bundesstaaten. Das war von eminenter militärischer Bedeutung. Graf Moltke hatte frühzeitig erkannt, dass der Transport von Menschen und Material per Bahn an die Front unschätzbare Massen- und Geschwindigkeitsvorteile mit sich brachte. Das sollte sich im Krieg gegen Frankreich bestätigen. Bei Königgrätz allerdings fehlte noch die logistische Erfahrung, um die Anforderungen meistern und die Vorteile optimal nutzen zu können. Moltkes Strategie, »getrennt marschieren, vereint schlagen«, erwies sich zwar insgesamt als erfolgreich, aber viele Kontingente kamen erst auf dem Kriegsschauplatz an, nachdem die Schlacht schon geschlagen war. Es fehlte einfach an Pferden. Wer mit der Bahn fährt, braucht keine Pferde, könnte man meinen. Wenn aber die Strecke vom letzten erreichbaren Bahnhof bis zur Front kilometerlang ist, wird eben doch eine ausreichende Zahl an Pferden benötigt. Es mangelte denn auch nicht daran beim »ersten größeren deutschen Militärtransport [...] als welchen wir die Beförderung von 9990 Mann, 309 Pferden, 10 Feldgeschützen und 30 Trainwagen des IV. preußischen Armeecorps auf der Oberschlesischen Bahn nach Krakau im Jahre 1846 anzusehen berechtigt sind«, wie Hanns von Spielberg rückblickend in einem Artikel in der Zeitschrift *Die Gegenwart* im Januar 1878 schrieb. Beim Feldzug 1866 seien »weniger bedeutende Leistungen der preußischen Bahnen« erbracht worden. Spielberg schließt seinen Artikel mit der Hoffnung, »daß bald, recht bald eine innige Verschmelzung aller Bahnen unter einheitlicher Verwaltung [...] es gestatten möge, das deutsche Bahnnetz noch mehr wie bisher den militärischen Interessen [...] nutzbar zu machen.«

Während Bismarck in Berlin die Vereinheitlichung Deutschlands unter preußischer Führung vorantrieb, bereitete sich Paris auf die Weltausstellung vor und der Ingenieur Gustave Eiffel auf die Eröffnung der Maschinenhallen (sein Turmprojekt begann erst zwanzig Jahre später). Zur Modifarbe der Sommersaison avancierte ein gelblicher Braunton, dem sein Erfinder, der deutsche Chemiker und

spätere Agfa-Mitbegründer Carl Alexander Martius, die Bezeichnung ›Bismarckbraun‹ angeheftet hatte. Nun ging sie als ›couleur Bismarck‹ in den Ateliers der Pariser Schneider von Mund zu Mund. Aus den Kehlen begeisterter Ausstellungsbesucher hingegen ertönte eine »Hymne an Napoleon und sein tapferes Volk«, die der alte Rossini in Paris anlässlich der großen Industrie-Schau komponiert hatte. In der letzten Strophe des kuriosen Stücks reimen sich ›providence‹ auf ›espérance‹ und ›industrie‹ auf ›sainte patrie‹. Vier Jahre später wurden ›Vorsehung‹ und ›Hoffnung‹ gleichermaßen enttäuscht, und die französische ›Industrie‹ verhinderte nicht die Niederlage des ›heiligen Vaterlandes‹ auf dem Schlachtfeld von Sedan. Das ›Vive l'Empereur‹, mit dem die Hymne endet, verstummte mit der Gefangennahme Napoleons. Die ›providence‹ gab Bismarck recht, der sich auf den Empfängen der Weltausstellung in weißer – nicht gelbbrauner – Uniform gezeigt hatte und später in seinen Memoiren schrieb: »Dass ein französischer Krieg auf den österreichischen folgen werde, lag in der historischen Konsequenz«.

Der Krieg gegen Frankreich

Die schöne Nana ist tot. Das Gesicht von Blattern verunstaltet, liegt der Leichnam auf dem Bett. Im Zimmer halten sich Freundinnen und Konkurrentinnen der berühmten Pariser Kurtisane auf. Draußen auf dem sommerlichen Boulevard ziehen Menschenmassen auf und ab und grölen: »Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!« Eine der Lebedamen klagt: »Was für ein Fehler, dieser Krieg! Welch eine blutige Dummheit!« Dann fügt sie hinzu, »dieser Bismarck wird uns eine gehörige Tracht Prügel verabreichen«. Die anderen fallen patriotisch über sie her: Mit Kolbenstößen in den Rücken werde man Bismarck nach Hause jagen. Als sich die Frauen an die Tote erinnern, vor deren Bett sie ihren politischen Streit ausfechten, sinken sie in beklemmendes Schweigen. Schließlich geht eine nach der anderen hinaus. »Das Zimmer war leer. Ein mächtiges verzweifeltes Wehen stieß vom Boulevard herauf und blähte den Vorhang.

›Nach Berlin! Nach Berlin! Nach Berlin!« Mit diesen Ausrufen endet Émile Zolas Roman *Nana*. Als das Buch 1880 erschien, wusste die Leserschaft aus eigener Erfahrung, wie die Geschichte weitergegangen war, nicht im Roman, sondern in der historischen Wirklichkeit seit der französischen Kriegserklärung im Juli 1870. Nicht die Franzosen waren nach Berlin gekommen, sondern die Preußen nach Paris.

Zola beschrieb in seinem Roman die innere Fäulnis des Zweiten Kaiserreichs, in dem Staat, Wirtschaft und Gesellschaft nur noch Gelände zum Beutemachen waren, bis hin zu den Pariser Kurtisanen, die auf ihre Weise möglichst viel aus den korrupten Akteuren des korrupten Regimes herauszuholen suchten. Und die literarische Figur der Mätresse Nana mit ihrer rotblonden Üppigkeit, kapitalen Verschwendungssucht und sensationellen Verantwortungslosigkeit, die am Ende von Krankheit zerfressen auf dem Totenbett liegt, konnte ohne Weiteres gelesen werden als historische Figuration von Blüte und Verfall der Herrschaft Napoleons III.

Die Diagnose der inneren Ordnungslosigkeit bei äußerster Bereicherungssucht wurde von Marx und Engels geteilt. Beide sympathisierten im Londoner Exil mit dem preußischen Feldzug, solange er sich als Angriff zur Verteidigung interpretieren ließ und noch nicht zum Eroberungskrieg geworden war mit den damit einhergehenden Verbrechen. Als solches beschrieb Engels die Beschießung von Straßburg im August 1870: »Die Deutschen sagen, sie müßten die Stadt aus politischen Gründen bald haben. Sie beabsichtigen, sie bei Friedensschluß zu behalten. Wenn dem so ist, so war die Beschießung, deren Härte beispiellos ist, nicht nur ein Verbrechen, sondern auch eine Dummheit. Tatsächlich, ein ausgezeichnete Weg, sich die Sympathien einer Stadt zu erwerben, die der Annexion verfallen ist, daß man sie durch platzende Granaten in Brand schießt und zahlreiche Einwohner tötet!«

Belagert wurden außerdem die Festung Metz und schließlich die Stadt Paris. Dort waren knapp zweieinhalb Millionen Menschen eingeschlossen. Dass Kriegs- und Innenminister Léon Gambetta in einem Heißluftballon aus der Stadt entkommen konnte, bot Stoff für Heldengeschichten, wie die Überlebenden sie lieben, wenn die Toten begraben sind. Militärisch nutzte Gambettas Aben-

teuer nichts, trotz seines Versuchs, in der Provinz den ›Vollkrieg‹ der Franktireurs zu organisieren und zugleich Entsatzheere aufzustellen. Nach über vier Monaten Belagerung, bei der es auf französischer Seite rund 10 000 Tote und Verwundete gab, auf deutscher Seite rund 16 000, kam es am 28. Januar 1871, zehn Tage nach der Kaiserproklamation in Versailles, zu einer Waffenstillstandsvereinbarung und in der Folge zur Kapitulation der französischen Hauptstadt.

Am 1. März rückten deutsche, vor allem bayerische Korps für wenige Tage in einzelne Pariser Quartiers ein, auf eine dauerhafte Besetzung wurde gegen die ursprüngliche Absicht Moltkes und auch des Kaisers verzichtet, um die Friedensverhandlungen nicht zu gefährden und vor allem, um zu verhindern, dass die Großmächte Russland und England einem zu sehr gedemütigten Frankreich doch noch zu Hilfe kamen. Am 3. März waren Reichstagswahlen in Deutschland, am 6. März wurde das deutsche Hauptquartier in Versailles geräumt, am 18. März begann der Aufstand der Pariser Commune. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich die deutschen Truppen bereits aus Paris und Versailles zurückgezogen. Auch eine Besetzung des Landes war nicht beabsichtigt. Sie wäre organisatorisch kaum und administrativ dauerhaft gar nicht möglich gewesen. Der von Moltke verlangten Überführung sämtlicher gefangen genommener Truppen nach Deutschland widersetzte sich Bismarck. Das geschah nicht aus humanitären Erwägungen, schließlich hatte Bismarck vorgeschlagen, die deutschen Soldaten sollten in Frankreich »einen heilsamen Schrecken verbreiten« und seien »daran zu gewöhnen, daß weniger Gefangene gemacht und mehr die Vernichtung des Feindes auf dem Schlachtfeld ins Auge gefaßt würde.« Im eigenen Land internierte fremde Truppen müssen nicht nur bewacht, sondern auch versorgt werden und können sich in größerer Zahl zum gefährlichen Unruheherd entwickeln. Deshalb wollte sie Bismarck nicht im Land haben. Gleichwohl wurden etwa 375 000 französische Soldaten vorübergehend im Reichsgebiet untergebracht.

Über den Streitpunkt, ob Paris ›nur‹ ausgehungert – darauf lief die Belagerung schließlich hinaus – oder auch beschossen werden solle, wie er im Gegensatz zu Moltke verlangte, hat sich Bismarck

in seinen Memoiren geäußert: Es sei die Meinung vertreten worden, »daß die Übergabe von Paris nicht durch Geschütze, sondern nur durch Hunger herbeigeführt werden dürfe. Ob der letztere Weg der menschlichere war, darüber kann man streiten, auch darüber, ob die Greuel der Kommune zum Ausbruch gekommen sein würden, wenn nicht die Hungerzeit das Freiwerden der anarchischen Wildheit vorbereitet hätte.«

Der revolutionäre Aufstand veränderte Feindlage und Kampflinie. Es ging nicht mehr um Franzosen gegen Deutsche beziehungsweise Preußen, sondern um Unten gegen Oben, Arm gegen Reich. Der Kriegsreporter William Howard Russell notierte während der Belagerung von Paris: »27. September. Hatte heute ein langes Gespräch mit einem Franzosen, der mir erklärte, daß der Zorn der Bevölkerung auf die oberen Klassen so abgrundtief sei, daß dieselben tatsächlich Angst vor einem Abzug der Preußen hätten. Die von ihnen so gefürchtete rote Republik der Gauner, Banditen, Schurken, Träumer, Dichter und des Pöbels dürfte in Paris gewiß ausgerufen werden.«

So ist es dann auch gekommen. Die »Republik der Gauner und Banditen, der Dichter und des Pöbels« widersetzte sich nach dem Vorfrieden nun der Entwaffnung durch französische Regierungstruppen und setzte am 26. März eine Revolutionsregierung ein. Am 10. Mai wurde in Frankfurt am Main der endgültige Friedensvertrag zwischen den Kriegsparteien unterzeichnet, in Frankfurt an der Oder komponierte der dort stationierte Militärkapellmeister Piefke, der im Vorjahr an der Belagerung von Metz beteiligt war, den Paramarsch »Preußens Gloria«, und in Paris wurde vom 21. bis 28. Mai die Pariser Commune niedergeschlagen, mit Unterstützung, wenn auch nicht direkter militärischer Beteiligung, von preußischer Seite. Im Bürgerkrieg war, anders als im Krieg zwischen den Staaten, ein Friedensschluss nicht möglich. Nun beschossen französische Truppen die französische Hauptstadt mit Kanonen, und französische Soldaten kämpften gegen französische Soldaten. Schätzungsweise 25 000 Menschen kamen ums Leben.

Frankreichs Katastrophe hatte in Spanien begonnen, war durch die Telegraphendrähte beschleunigt und durch die Eisenbahn vollendet worden. Ohne den von Moltke vorausschauend forcier-

ten Ausbau der Schienenwege nach Westen wäre der Geschwindigkeitsvorteil beim Transport der Truppen an die französische Grenze nicht zu erreichen gewesen. So ließen sich die Unordnung und Langsamkeit bei der Mobilisierung der feindlichen Armeen optimal ausnutzen. Ohne ein von Bismarck durch Kürzung verschärftes Telegramm König Wilhelms wäre die Kriegserklärung Frankreichs nicht schon am 19. Juli erfolgt. So hätte Napoleon mehr Zeit für die Ausrüstung und Bereitstellung seiner Regimenter gehabt. Ohne die spanische Revolution von 1868 und die Vertreibung der Bourbonenkönigin nach Frankreich wäre es nicht dazu gekommen, dass einem Hohenzollernprinzen der Thron in Madrid angeboten wurde. So hätte Bismarck keine Gelegenheit bekommen, durch die Befürwortung der Thronkandidatur den diplomatischen Widerstand Frankreichs herauszufordern bis hin zur Kriegserklärung.

Bismarck wusste, Napoleon konnte einen Hohenzollern auf dem spanischen Thron nicht dulden, zumal dessen innenpolitische Machtstellung so fragil geworden war, dass er eine außenpolitische Demütigung unbedingt vermeiden musste. Der französische Botschafter bedrängte König Wilhelm, der sich zur Kur in Bad Ems aufhielt, als Oberhaupt des Hauses Hohenzollern dafür zu sorgen, dass der Prinz das spanische Angebot ablehnte. Des Weiteren verlangte der Botschafter von Wilhelm eine Entschuldigung bei der französischen Regierung sowie eine Erklärung, die eine Thronbesteigung eines Hohenzollern in Madrid auch künftig ausschloss. Wilhelm wies das Ansinnen mit deutlichen, aber keineswegs provozierenden Worten zurück und setzte Bismarck darüber mit der »Emser Depesche« in Kenntnis. Bismarck erhielt das Telegramm während eines Essens mit Moltke und Roon. In seinen Worten: »Nach wiederholter Prüfung [...] verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung Seiner Majestät, den Inhalt *ganz oder teilweise* zu veröffentlichen. Ich stellte an Moltke einige Fragen in bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unsrer Rüstungen [...] Er antwortete, daß er, wenn Krieg werden sollte, von einem Aufschub des Aufbruchs keinen Vorteil für uns erwarte; [...] er halte den schnellen Ausbruch im ganzen für uns vorteilhafter als eine Verschleppung.« Daraufhin kürzte Bismarck das Telegramm im Beisein von Moltke

und Roon und verlieh ihm dadurch eine »Form, welche die Kundgebung als eine abschließende erscheinen ließ«. Der berühmt gewordene letzte Satz lautete: »Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.« Bismarck las den Text seinen Gästen vor und erläuterte: »Wenn ich diesen Text [...] sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandtschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des roten Tuchs auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und andern ab, welche der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, dass wir die Angegriffenen seien«. Nun wurden die Generäle fröhlich und »hatten plötzlich Lust zu essen und zu trinken«.

Der Feldzug verlief durchweg erfolgreich, ohne strategische Rückschläge. Die anfängliche Besetzung Saarbrückens durch die Franzosen wurde bald wieder aufgegeben und war militärisch nahezu bedeutungslos, nicht mehr als ein Zeitungstriumph zum Anheizen der patriotischen Straßeneuphorie. Auf preußisch-deutscher Seite wurde ›Sedan‹ zum Siegesymbol stilisiert, obwohl mit dieser Schlacht im September 1870 der Krieg noch lange nicht gewonnen war. Doch immerhin hatte Napoleon in einer seiner lächerlich pompösen Gesten ›Bruder‹ Wilhelm seinen Degen überschickt und sich gefangen gegeben. Sedan wurde zum Inbegriff preußischer Militärüberlegenheit. Überall in den deutschen Ländern errichtete man Sedan-Denkmal und pflanzte Sedan-Eichen. Da Eichen älter werden als Reiche, stehen manche von ihnen noch heute, etwa in Heilbronn am Neckar oder in Halle an der Saale. Der Sedantag wiederum wurde zum nationalen Ersatzfeiertag des kaisertreuen Bürgertums, des Adels und des Militärs, mit Paraden, Feuerwerken und Bratwürsten. Nur das arbeitende Volk fremdelte, und sozialdemokratische Ortsvereine setzten dem 2. September den 18. März als Gedenktag an den Aufstand der Commune entgegen. Nach der No-

vemberrevolution 1918 wurde der Sedantag von der Weimarer Regierung abgeschafft.

Der deutsch-französische Krieg endete mit der Annexion des Elsass sowie großer Teile Lothringens und mit der Verpflichtung des Besiegten, fünf Milliarden Francs (vier Milliarden Mark) Kriegsschädigung zu zahlen. Die junge Republik brachte diese Summe in der erstaunlichen Frist von drei Jahren auf. Das gelang durch Anleihen der Pariser Bank Rothschild und Brüder unter der Leitung von Alphonse Rothschild in Zusammenarbeit mit Gerson Bleichröder*, ihrem Finanzpartner in Berlin, der zugleich Bismarcks Privatbankier war. Der Geldstrom aus Frankreich heizte den seit Ende der 1860er währenden Boom weiter an. Der Boom trieb auf zur Blase, die schon 1873 platzte.

* Zu ihm der entsprechende Abschnitt im Kapitel »Großbürger, Bildungsbürger, Kleinbürger«.

Gründerzeit – Gründerkrach



*Ein Jugendstreich auf alte Tage –
Lagebericht 1871 – Goldelse und Germania –
Großmacht und Krise –
Auswanderung nach Amerika – Ausgriff nach Afrika –
Das Museum als Beutekammer*

Wie hätte ein Deutsches Reich auszusehen? Die Antwort steht in einer Denkschrift, verfasst im Auftrag Bismarcks von Rudolph von Delbrück, seit 1867 Präsident des Kanzleramtes des nach dem Sieg über Österreich gegründeten Norddeutschen Bundes*: »Es würde sich also handeln um ein Deutsches Reich, bestehend aus dem Norddeutschen Bund und den Süddeutschen Staaten, bestimmt zum Schutze Deutschlands und zur Pflege der Interessen des deutschen Volkes, ausgestattet mit der Gesetzgebung und Aufsicht über Landheer und Seemacht, über Zölle, Verbrauchssteuern und Schifffahrtsabgaben, über das Maß-, Gewichts- und Münzwesen, über das Eisenbahnwesen, über Handels- und Wechselrecht und Gewährung der Rechts-hilfe und über den Schutz des deutschen Handels im Ausland.«

Das waren klare politische und wirtschaftliche Vorstellungen, nur die ›Interessen des deutschen Volkes‹ blieben ein Phrasenvakuum, das alle ›Interessierten‹ mit den verschiedensten Bedürfnissen ausfüllen konnten. Was hätte ein Saisonarbeiter auf einem ostelbischen Gut mit einem rheinländischen Weinbauer gemeinsam gehabt, wenn schon zwischen dem Saisonarbeiter und seinem Aufseher auf dem gleichen Acker Interessenkonflikte herrschten? Was ein Bergarbeiter im Ruhrgebiet mit einem Tagelöhner in Berlin, was dieser Bergarbeiter mit dem Grubenbesitzer und was der Tagelöhner mit seinem Fabrikmeister? Was ein Bremer Handelsherr mit einem Münchener Bierbrauer? Was ein Berliner Dienstmädchen, das im Zwischenboden über der Küche schlief, mit der Professorengattin, der es den Kaffee servierte? Was diese Professorengattin mit der Prostituierten in der Friedrichstraße und diese wiederum mit dem

* Dazu eine Passage im Abschnitt über den deutsch-österreichischen Krieg im Kapitel über die Einigungskriege.

Freier, den sie empfing und der, wer weiß, ausgerechnet der Gemahl der Professorengattin war? Die Reihe der Differenzen ließe sich fortsetzen durch alle Schichten der Gesellschaft, und doch wüsste man am Ende immer noch nicht, worin das ›Interesse des deutschen Volkes‹ nun eigentlich bestehe.

Woraus das Reich bestand, wusste man: aus vier Königtümern (Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen), sechs Großherzogtümern (Baden, Hessen, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Sachsen-Weimar-Eisenach), fünf Herzogtümern (Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg und Gotha, Sachsen-Altenburg, Anhalt), sieben Fürstentümern (Waldeck, Lippe, Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie) und drei freien Städten (Hamburg, Lübeck, Bremen; die alte Reichsstadt Frankfurt war seit der Annexion durch Preußen nach dem deutsch-österreichischen Krieg 1866 keine freie Stadt mehr). Neu hinzu kam das im deutsch-französischen Krieg annektierte Elsass-Lothringen.

Die Territorialgebilde bewahrten noch lange ihre Eigentümlichkeiten, ebenso wie die einzelnen Städte. Der dänische Deutschlandkenner Georg Brandes hat gut zehn Jahre nach der Reichsgründung eine Reihe von ihnen mit Etiketten versehen: »Die Einheit des Reiches ist noch so jung, daß sie noch nirgends die Besonderheiten verwischen konnte. Dresden ist eine Stadt, die um ein reizendes Schloß und ein unschätzbares Museum herum vor sich hindämmert. Leipzig ein ganz moderner und lebendiger Handelsort mit internationaler Universität, München ein großes Kunstdorf, wo die bajuwarische Schnecke in einer zerbrechlichen griechischen Kalkhülle lebt, Braunschweig ein kleiner Schatz aus Überresten der Zeit Heinrichs des Löwen, Nürnberg ein ehrwürdiges, verfallenes Stück Renaissance«. Frankfurt am Main beeindrucke durch das Goethe-Haus und den Reichtum seiner Bewohner, Heidelberg durch seine schöne Lage und seine schöne Ruine, Lübeck durch alte Häuser, Weimar durch große Erinnerungen, Schwerin durch sein Schloss, Mannheim durch seine quadratförmige, Karlsruhe durch seine sternförmige Anlage. »Jeder Ort hat seine Besonderheit«. »Darmstadt ist spießbürgerlich, Mainz lebenslustig [...]. Hamburg ist mit seinem abstrakten europäischen Gepräge und seiner ungeheuren Betrieb-

samkeit die rein moderne Stadt, eine Weltstadt mit großem Luxus und ohne viel Charakter. Bremen ist im Vergleich dazu Provinz; aber keine deutsche Provinzstadt macht solch einen Eindruck von Wohlbefinden und Strebsamkeit zugleich.«

Das Reich hatte bei der Gründung 41 Millionen Einwohner, der größte Einzelstaat Preußen mit rund 25 Millionen fünfmal so viele wie Bayern, fast zehnmal so viele wie Sachsen und sage und schreibe achthundertmal so viele wie Schaumburg-Lippe. Es gab lediglich acht Städte mit mehr als 100 000 und nur drei mit über 200 000 Einwohnern: Berlin (826 000), Hamburg (239 000) und Breslau (208 000). In den beiden Jahrzehnten nach der Reichsgründung bis zum Abschied Bismarcks 1890 wuchs die Bevölkerung auf über 49 Millionen. Dramatisch war die wanderungsbedingte Zunahme der städtischen Bevölkerung: Diejenige Berlins verdoppelte sich fast auf über anderthalb Millionen, Hamburg wuchs auf 324 000, Breslau auf 335 000 Einwohner. Auch in vielen anderen Städten nahm zwischen 1870 und 1890 die Bevölkerung mit einer Geschwindigkeit zu, der tatsächlich nur die Explosionsmetapher angemessen ist. Die Einwohnerzahl von Oberhausen im Ruhrgebiet beispielsweise wuchs um 150 Prozent, die von Leipzig um nahezu 200 Prozent. Bezogen auf die gesamte zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Entwicklung noch dramatischer: Die Bevölkerung Bochums verfünffachte sich (von 4067 im Jahr 1849 auf 65 554 im Jahr 1900), die von Dortmund verzwanzigfachte sich beinahe (von 7620 auf 142 418), die von Ludwigshafen vervierzigfachte sich (Bezugsjahr ist in diesem Fall 1840 mit 1511 Einwohnern auf 61 914 im Jahr 1900), was unmittelbar mit der Ansiedlung der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik (später und bis heute BASF) im Jahr 1865 zusammenhing.

Diese Zahlen, die für die Städte und ihre Bewohner mit heftigen Wachstumsschmerzen* verbunden waren, rührten nur unwesentlich von geringerer Sterblichkeit und höherer Geburtenrate her, sondern von der Migration der Arbeitssuchenden von Ost nach West. Zehntausende strömten Jahr für Jahr aus Brandenburg, Ostpreußen und Schlesien nach Berlin oder weiter ins Rheinland. Berlin hatte nach der im Dezember 1871 vorgenommenen Volkszählung 826 341 Einwohner.

* Dazu der Abschnitt »Die Wohnungsfrage« im Kapitel »Große Fragen«.